



## Die politische Lage in Oesterreich.

Zum Brünner Parteitag.

Von

Heinrich Frisch.

(Wien.)

Oesterreich steht vor einem Wendepunkt seiner Entwicklung. Noch spärlich und unsicher auftretende Vorzeichen der letzten Zeit scheinen darauf hinzuweisen, dass die innere und äussere Politik Oesterreichs, die die längste Zeit zwischen einer unbestimmt schillernden Couleur und vollständiger Farblosigkeit sich bewegte, eine energische Farbe annehmen dürfte.

Im Ausland wird Oesterreich als ein von Klerus und Adel beherrschtes Land aufgefasst. Aber diese Herrschaft ist ganz eigener Natur. Wir haben einerseits noch aus der liberalen Zeit her eine Anzahl dem Anscheine nach recht freisinniger Gesetze mitgebracht. Von Zeit zu Zeit gelingt es auch, mit Berufung auf eines dieser im Verborgenen schlummernden Dornröschen — genannt Staatsgrundgesetze — einen praktisch-politischen Erfolg zu erzielen oder die frecher gewordene Begehrlichkeit der Rückschrittler etwas zu dämpfen. Man erinnert sich, wie erst vor einigen Monaten der Verwaltungsgerichtshof auf Beschwerde eines Gemeinderathes von Wien hin und mit Berufung auf das Staatsgrundgesetz entschied, dass die jahrelang von allen Parteien — auch den sogenannten Liberalen — geübte Praxis der Unterstützung irgend einer Konfession aus öffentlichen Geldern ungesetzlich sei. — Andererseits milderte der Geist der Verwaltung manche Härten. Die Beamtenschaft ist zum grossen Theil oppositionell gesinnt,<sup>1)</sup> die mittlere deutsche Intelligenz der Provinz ist meist radikalnational, die unteren Beamenschichten vielfach christlichsozial, einige — z. B. die Lehrer — zum grossen Theil sozialdemokratisch. Die obersten Behörden endlich sind vielfach mit bürgerlichen Elementen — abgetakelten liberalen Excellenzen — besetzt. Ueberhaupt ist das bürgerliche Element in der Verwaltung und der Armee weit stärker, als etwa in Preussen. Ein Junkerthum — einen mittlern, wenig begüterten Kriegs- und Beamtenadel — besitzt Oesterreich nicht. Seine Feudalen sind kleine Könige, die durch

<sup>1)</sup> Man erinnert sich, dass erst vor wenigen Tagen ein Grazer Richter die Verfassungsmässigkeit des Budgets anfocht.

ihre ungeheuren Fideikommissen vor der Gefahr der „Unstandesgemässheit“ mehr als geborgen sind. Ihre grosse Bethheiligung an der Industrie (besonders Brauerei, Eisenwerke, Glaswerke, Steinindustrie, Zucker-, Holzindustrie u. s. w.) ist wohl ein Hauptgrund, warum in Oesterreich eine der Industrie feindliche Agrarbewegung nicht aufkommen kann und andererseits auch die bürgerlichen Industriellen sich in ihrer Stellung zur Wirthschaftspolitik ganz wesentlich von denen anderer Länder unterscheiden. Manche dieser hochadeligen Geschlechter (z. B. die Auersperg) haben sogar ausgesprochen liberale Traditionen. Auch der Offizierstand ist sehr stark verbürgerlicht und zählt sogar eine ganz erhebliche Zahl von Juden (ca. 2000) unter sich. Der Grund dieser Erscheinung ist zu suchen in der ausserordentlichen geistigen Sterilität und der materiell günstigen Stellung des österreichischen Adels, die ihm die Nothwendigkeit erspart, sich um die Staatsfuttermühle zu raufen. Umsomehr thut dies das österreichische Bürgerthum.

Nur die höchsten Verwaltungsposten sind dem Hochadel überlassen. „Sie (die Grossgrundbesitzer) sind geborene Bezirkshauptleute, Statthalter und Minister. Dann die städtische Bourgeoisie, die Trägerin der Industrie und des Handels. Die österreichische Bürgerschaft gleicht in keiner Beziehung derjenigen anderer Staaten. Ihr Stolz ist nicht, Kaufleute, Industrielle, Techniker, Gelehrte und Künstler hervorzubringen. Wenn schon ein Sohn, in der Regel, der im Studium als der Talentloseste nicht reussirte, das „Geschält“ übernimmt und im ererbten Schlendrian fortführt, so drängen doch alle hoffnungsvollen Söhnchen zur Staatskrippe. War doch die Aufgabe unserer Bourgeoisie Jahrhunderte lang nur, Haus- Hof- und Staatsbeamte für ein länderreiches Herrscherhaus zu stellen. Gerade daraus resultirt ihre ererbte Hyperloyalität und politische Verständnisslosigkeit. Die dritte Gruppe bildet das besser situirte Bauernthum, dessen Söhne theilweise den ererbten Besitz fortsetzen, theilweise das Heer der Unteroffiziere, Kanzlisten, Schreiber, niederen Beamten und der Geistlichkeit stellen“<sup>2)</sup> Diese Verhältnisse, der Konkurrenzkampf um einen Platz am Staatstrog, ist der nächste Anlass zu den wüsten nationalen und konfessionellen Kämpfen, die das österreichische Bürgerthum zerreißen. Mit Hass sieht der deutsche Beamte auf den strebsamen jüdischen oder czechischen Konkurrenten, gleicher Hass wird ihm erwidert. Andererseits aber ist diese Verbürgerlichung der österreichischen Verwaltung ein Grund dafür, dass die grossen Mächte des Feudalismus und Klerikalismus nicht in so direkter und unbeschränkter Weise ihre Herrschaft ausüben können, als es ihrer Machtstellung nach der Fall sein müsste. Sie müssen durch das Medium einer breiten, bürgerlichen Beamtenschicht hindurch wirken und mit der Leistungsfähigkeit dieses Mittels rechnen.

Schliesslich kommt hinzu jene Eigenschaft, die bald als österreichische Haupttugend, bald als Hauptlaster bekannt ist — die Gemüthlichkeit, vulgo Energielosigkeit und Schlamperei. — Diese „Tugend“, die unser Zurückbleiben im industriellen Wettkampf bedingt, verhindert auch jene „Schneidigkeit“, mit der in Preussen und Sachsen die Reaktion ihre Ziele anstrebt.

2) Payer in den Deutschen Worten, 1899, pag. 202.

Von einer Ausnahmestellung der Sozialdemokratie in Oesterreich kann keine Rede sein. Die besondere Schneidigkeit, die gewisse untergeordnete Organe entwickeln, hat stets besondere, persönliche Gründe, und die Wiener Wachleute entfaltet ihre Rohheit weniger als „staatsershaltende Elemente“, denn als treue Anhänger Luegers. — Wenn wir absehen von Galizien und einigen Theilen Böhmens und Ober-Oesterreichs, wo dort das deutsch-nationale und Fabrikanteninteresse, hier das klerikale in ähnlicher Weise strebsame Staatsanwälte und Bezirkshauptleute begeistert, wie die christlich-soziale Wirthschaft den Wiener Polizeisäbel, so können wir uns über nichts beklagen, was nicht eventuell anderen Parteien auch widerfahren würde, wenn sie dasselbe thun. Dies gilt auch bezüglich der Gesetzes-„auslegungen“ und Rechtsverrenkungen, die sich der österreichische Verwaltungsbeamte zum Privatgebrauch leistet, sie treffen durchaus nicht uns allein, es heisst hier wirklich: Vor der Ungesetzlichkeit sind alle Bürger gleich. Sonst kümmert sich der Staatsbeamte, wenn er nur, „seine Ruh“ und nicht viel Schreiberei hat, wenig um die Rettung des Staates vor dem Umsturz.

Die eigenthümlichen Verhältnisse der Monarchie brachten es mit sich, dass die Verwirklichung der reaktionären Pläne im Wege der Gesetzgebung theils nicht möglich, theils auch nicht nöthig war. Die Kräftevertheilung der einzelnen Nationen ist eine solche, dass *gegen* keine auf die Dauer regiert werden kann. Trotzdem erschöpft sich die Weisheit der österreichischen Regierung darin, bald die eine, bald die andere Nation auf Kosten der anderen im Wege des politischen Kuhhandels zu begünstigen. Da wird geschachert, geschachert und wieder geschachert, bald um ein Bezirksgericht, bald um eine Schule, um einen Hofraths- oder Ministerposten und so fort. — Die Widersprüche dieser Regierungsweisheit offenbaren sich in einer bald chronischen, bald akuten Lahmlegung der gesetzgebenden Thätigkeit. Die Obstruktion ist ja nicht von heute, schon die ganze frühere „ruhige und gesetzmässige“ Periode litt an ihr, nur in weniger geräuschvollen Formen. Schon viel früher war jede grosse politische oder soziale Reform unmöglich durch den Unverstand und die kurzsichtige Beutegier der herrschenden Partei, die Erbitterung zwischen den gegnerischen Parteien, die jeden Kompromiss — die Mutter eines gesunden, gesetzgeberischen Fortschritts — ausschloss, die Zerfahrenheit und das Misstrauen im Innern der augenblicklichen Majorität. — So konnten die geheimen Herren Oesterreichs, der Klerikalismus und der Feudalismus, stets ihre Absichten auf dem einfachen Verwaltungswege erreichen, anstatt durch eine grosse, gesetzgeberische Aktion den für sie so vortheilhaften Zustand zu beseitigen und Gefahr zu laufen, damit am Widerstand einer sich neu zusammenschliessenden Majorität und am Misstrauen der eigenen „Freunde“ zu scheitern, die kaum ohne grosse Kompensationen in nationaler oder wirthschaftlicher Hinsicht zu haben gehabt wären. — Die innere Politik Oesterreichs leidet also an der Vielfältigkeit der um Anerkennung ringenden Interessen, der Zerfahrenheit der Parteien, der politischen Intrigue, dem Mangel an staatsmännischem Weitblick auf Seite der Regierung und vor Allem an der mit den natürlichen Bedürfnissen des Volkes und der thatsächlichen Machtvertheilung im Widerspruch stehenden Interessenvertretung unseres Parlamentes.

Die Folge davon war die Stagnation auf wirtschaftlichem Gebiet, eine unerhörte Verhetzung des Volkes durch eine die nationalen und konfessionellen Leidenschaften in rohester Weise aufstachelnde Politik und dabei die langsame aber sichere Verpaffung auf dem Wege der Verwaltung, der Verordnungen, der Gesetzesauslegung. Die Entwicklung der letzten Zeit ist bekannt, wir haben gesehen, wie die aufs Aeusserste getriebenen Widersprüche schliesslich selbst die so fehlerhaft gebaute Staatsmaschine zum Stillstand brachten und der noch schamhaft mit einer „Auslegung“ des § 14 verhüllte Absolutismus auftreten musste. Natürlich musste dies wieder verschärfend auf die Situation zurückwirken.

Wie ist also die Situation gegenwärtig? Der nationale Streit erfüllt die ganze politische Atmosphäre Oesterreichs, schon lange ist er über die Bedeutung der ursprünglichen Kampfobjekte hinausgewachsen. Man wird zugeben, dass die Sprachenverordnungen im Meritorischen garnicht unvernünftig sind und nur die Legitimation der Regierung zur Erlassung derselben bestritten werden kann. Es ist nicht unsere Aufgabe, auch nur die kleinste, bloss formale Gesetzesverletzung oder Kompetenzüberschreitung der Regierung zu vertheidigen, aber wir können es noch weniger zugeben, dass der nationale Wahnsinn uns das bischen Verfassung raubt, das wir besitzen, und uns auf die Stufe Russlands bringt. Der Kampf hat kein bestimmtes Ziel, denn selbst die Aufhebung der Sprachenverordnungen würde jetzt nicht Ruhe schaffen, sondern einfach auch die Czechen zur Obstruktion veranlassen, wie sie heute schon verkünden. Das famose „national-politische Programm“ der Deutchen aber, dieses elende Gebräu aus Grundsatzlosigkeit und Beutegier, dieses Programm, das seine eigenen Schöpfer im vollsten Besitze der Regierungsgewalt nicht durchführen könnten<sup>3)</sup>, ja, dessen Urheber schon beim ersten Versuch einer Durchführung sich in die Haare gerathen würden, — dieses Spottbild eines Programmes lassen wir lieber ganz ausser Betracht. — Der nationale Kampf in Oesterreich wird heute nur erhalten durch die Unfähigkeit der Regierung einerseits, die unaufhörlichen, rohesten Provokationen beider Seiten andererseits.<sup>4)</sup> Die Regierung ist rathlos und bemüht sich selbst in diesen schweren Zeiten, die angestammte Politik zu verfolgen, die Graf Taaffe als Ministerpräsident einmal als „Fortfretten“ bezeichnete. Der § 14 tritt in Aktion, von einer Ungesetzlichkeit lässt sich die Regierung zur anderen fortreiben. — Die einzige:

<sup>3)</sup> Es bezeichnet z. B. als *Minimalforderung* die Schaffung einer mitteleuropäischen Zollunion!! Die Obstruktion soll also eventuell so lange dauern, bis alle Staaten von Russland bis Monaco unter einen wirtschaftlichen Hut gebracht sind.

<sup>4)</sup> Es ist die unverschämteste Heuchelei, wenn sich die Nationaldeutschen stets als Prügeljungen hinstellen; die Schönereianische Provokationstaktik ist an Rohheit und Stumpf-sinn der czechischen weit überlegen. Kann man sich etwas Lächerlicheres denken, als folgenden Fall: Ein czechischer Gesangsverein will in einem Vorort-Gasthaus ein internes Fest feiern. Die Deutschnationalen verhindern ihn mit Gewalt daran, dringen in das Lokal ein, prügeln flüchtende Frauen und stellen sich dann als die — Provokirten hin! Obgleich der Wirth am nächsten Tag erklärt, nur unvorsichtigerweise sein Lokal dem ihm unbekanntem Verein hergegeben zu haben, und sich sehr entschuldigt, beschliessen die Deutschnationalen doch, ihn zu „strafen“. Jetzt zieht mehrere Mal in der Woche ein Rudel „deutscher Jünglinge“ vor das Gasthaus, bringt Pfuirufe auf den Wirth aus, verübt sonstigen Unfug, prügelt Passanten etc. Wahrlich eine „würdige“ Demonstration! Gegen den § 14, das Wiener Gemeindestatut etc., haben die Wiener Nationalen nicht so eifrig demonstriert, als gegen diesen Gastwirth.

Energie, die sie aufbringt, verwendet sie zur gewaltsamen Unterdrückung jeder Strassendemonstration und zu einer Hetzjagd auf die Regungen der Los-von-Rom-Bewegung; die, nebenbei bemerkt, die grossen Massen ganz kalt lässt. Aber das Stichwort gegen den Klerikalismus ist gegeben, und es scheint, als ob der Rückschlag von Seiten der regierenden Mächte ein für Oesterreich verhängnissvoller werden wird. — Wir sehen dieselbe Regierung, die mit der ersten Anwendung des § 14 lange zögerte, heute an dieses Mittel gewöhnt durchaus nicht „dringende“ Verordnungen erlassen. Nach der Peitsche das Zuckerbrod, so lautet ihre Parole, dieses Zuckerbrod ist aber stark mit klerikalem Zucker bestreut. So dekretirt die Regierung Gebührenermässigungen, die an sich ganz vernünftig, doch erst im richtigen Licht erscheinen, wenn man weiss, dass sie ein Hauptversprechen der Klerikalen an ihre bäuerlichen Wähler bilden. Sie erlässt eine Verordnung bezüglich Erhöhung der Staatsdienerbezüge, für die alle Parteien eingetreten sind, aber unter solchen Umständen, dass sie als Erfolg der Christlichsozialen erscheinen soll. Sie verfolgt den Christlichen (!) Bauernbund, weil er gegen die Klerikalen aufgetreten ist und die Bauern vom pfäffischen Joch befreien will, kurz, sie zeigt überall ihre Abhängigkeit vom Klerus. Sie muss dies thun, weil der Abfall der katholischen Volkspartei — des österreichischen Zentrums — ihre Majorität vernichten würde. So sind die „demokratischen“, hussitischen Jungtschechen mit den Klerikalen vereint vor den Wagen des Absolutismus gespannt, und der Kutscher ist derselbe Kaizl, der stets als einer der fortgeschrittensten bürgerlichen Sozialpolitiker und Demokraten galt und noch vor vier Jahren dem *sozialdemokratischen* Parteitag zu Prag ein *Begrüssungsschreiben* zusandte!! Ein österreichischer Miquel!

Es ist also die höchste Gefahr vorhanden, dass der Klerus unter diesen Umständen seine zuwartende „fabische“ Taktik aufgeben und eine energischere Melodie erschallen lassen wird. Und Oesterreich hätte den Absolutismus schwerer zu büssen, als andere Länder, in denen Industrie und Handel gewaltige politische Faktoren sind. Auch die äussere Politik kann nicht unberührt davon bleiben, wenn im Zentrum Europas ein vergrössertes Belgien entsteht — aber ohne belgisches Bürgerthum. Am schwersten aber würden wir getroffen, wenn die einzige freie Tribüne in Oesterreich verschwindet, wenn jeder untergeordnete Beamte „die Ruhe aufrechterhalten“ kann, ohne die Stimme des Volkes im Parlament fürchten zu müssen.

Wie kann diese Gefahr abgewendet, Oesterreich aus der Sackgasse befreit werden, in der es steckt?

Noch immer glauben manche Genossen, dass aus der deutschvolklichen Bewegung heraus jene demokratische, bürgerliche Partei sich entwickeln kann, die Oesterreich nöthig hat wie das tägliche Brod. Diese Hoffnung scheint mir unbegründet. Auf die Nationalradikalen trifft jene Vollmarsche Kritik zu: „Eine Politik, die sagt, wenn ich nicht meinen ganzen Willen erreiche, spiele ich überhaupt nicht mehr mit, — ein solches Vorgehen ist nicht die Politik von ernsten Männern, sondern die von Kindern!“<sup>5)</sup> Dabei müssen wir auch noch die Verschiedenheit in der

<sup>5)</sup> Georg von Vollmar: Ueber die nächsten Aufgaben der deutschen Sozialdemokratie. 1891; pag 17.

Bedeutung der Ziele beobachten, die die Sozialdemokratie und die österreichischen Chauvinisten verfolgen. Der wahnsinnige Vorsatz einer parlamentarischen Gruppe von 5 — sage *fünf* — Menschen, durch Obstruktion unter Ablehnung jedes Kompromisses die überwiegende andersnationale Mehrheit zur Anerkennung ihrer chauvinistischen Pläne zu zwingen, ist bisher in der Geschichte des Parlamentarismus einzig dastehend.

Die Obstruktion, aus einer letzten Vertheidigungswaffe der äussersten Noth zur Angriffswaffe nationaler Eroberungspolitik gemacht,<sup>6)</sup> bedeutet das Ende des Parlamentarismus. Wir betonen ausdrücklich, dass wir die Hauptschuld der Regierung beimessen, die weder Verständniss noch Willen gezeigt hat, eine nationale Verständigung anzubahnen, aber mit derselben Ruhe sprechen wir aus, dass es den Schönererianern sicher nicht um Herstellung des Friedens handelt. Aeusserungen, wie die vom „tief minderwerthigen Volk“ sind mit vollem Bewusstsein der Folgen, planmässig aufgelegte Provokationen, um den seiner Form nach *ekelhaftesten* politischen „Kampf“ zu schüren, den unsere Parlamentsgeschichte kennt.<sup>7)</sup> — Es ist die eminente Gefahr vorhanden, dass solche deutschen „Thaten“ schliesslich die nationale Erbitterung in jene breiten Schichten des Volkes tragen, die bisher dem Taumel der Bourgeoisie widerstanden haben. Nicht minder drohend ist die Aussicht, dass solche Niederträchtigkeiten die zahlreichen demokratischen Elemente unter den Slaven auf lange Zeit hinaus gewaltsam der Reaktion in die Arme treiben. Gerade jetzt regt sich infolge der § 14-Wirthschaft eine Opposition in den czechischen Reihen selbst, die czechischen Bauernbündler, die Radikalen u. s. w. protestiren gegen den Absolutismus, ja der Jungzechenklub zögert, die Vertrauensleute zu befragen, um nicht eine Desavouirung seiner Politik zu erleben. Unter keinen Umständen darf diese einzig günstige Gelegenheit versäumt werden, die radikal-oppositionelle Stimmung der ganzen Bevölkerung zu Gunsten des demokratischen Fortschritts, auf die Bekämpfung des drohenden Absolutismus hin zu wenden. Es wäre Wahnsinn, jetzt noch die chauvinistischen Hetzer den Sieg über die Lebensinteressen dieses Staates davontragen zu lassen. Eine kräftige und zielbewusste Aktion thut Noth. — Von der Einsicht der radikal-nationalen Hetzer ist ebensowenig zu erwarten, als von der Energie der sogenannten Liberalen. Diese traurigen Gesellen zittern vor jedem Wink des allgewaltigen Herrn K. H. Wolf und nehmen in der österreichischen Politik kaum eine andere Rolle ein, als die des Bajazzo. Trotzdem können wir mit Bestimmtheit darauf schliessen, dass besonders in der Provinz, die dem verpestenden Einfluss der Wiener Politik weniger ausgesetzt ist, ein günstiger Boden für eine fortschrittliche und radikale bürgerliche Partei auch ohne chauvinistischen Firlefanz vorhanden ist. Aber, wie auf allen Gebieten in Oesterreich, fehlt es auch hier an der nöthigen leitenden Energie. Indessen, mögen die Schwierigkeiten noch so gross sein, sie *müssen* überwunden werden. Die Existenz einer neuen, bürgerlich-

<sup>6)</sup> Dass es sich um Eroberungspolitik handelt, zeigt auf deutlichste der Ausspruch des neugebackenen Schoenererianer Bareuther: „Entweder wir, oder sie!“

<sup>7)</sup> Wie anders klingen die prächtigen Worte eines czechischen Bauern, von denen der deutschnationale Bauernfreund vom 3. September 1899 berichtet!

demokratischen Partei ist die nothwendige Ergänzung der österreichischen Sozialdemokratie.

Die Entstehung einer solchen Bewegung wenigstens zu erleichtern, ist eine unserer wichtigsten Aufgaben. Der Brünner Parteitag wird sich auch mit einem Antrag des Parteivorstandes befassen, der ein nationales Programm enthält. Wir zweifeln nicht daran, dass der Antrag durchaus vernünftig ist — seit 30 Jahren, seit dem Erscheinen von Fischhofs Schrift: Oesterreich und die Bürgschaften seines Bestandes, weiss jeder halbwegs politisch Gebildete in Oesterreich, wo die Lösung der nationalen Frage zu suchen ist —, wir zweifeln auch keineswegs an der Annahme dieses oder irgend eines anderen Antrages der Parteivertretung durch den Parteitag. Worauf es aber hier ankommt, ist nicht, dass der Parteitag vor der staunenden Mitwelt eine Frage theoretisch „löst“, deren „Lösung“ seit Jahrzehnten bekannt ist, sondern, dass er auch alle Kräfte der Partei mobil zu machen hat, um das wirkliche Nationalitätenprogramm des österreichischen Volkes mit Kraft und Nachdruck zu vertreten. Wir wissen, dass die einzige Möglichkeit, den nationalen Frieden in Oesterreich herzustellen, in der territorialen Trennung der geschlossenen Sprachgebiete und der kuralien der gemischten besteht. Mit einer akademischen „Resolution“ ist aber noch garnichts gethan. Es muss diese einfache und naturgemässe Lösung den nationalen Beutepolitikern auf beiden Seiten gegenüber energisch vertreten werden. Die einzige Partei, die heute eine auf alle österreichischen Völker sich erstreckende Volksbewegung hervorrufen kann, ist die sozialdemokratische. Sie ist die einzige, die es heute wagen darf, in Prag deutsche und in Wien czechische Versammlungen abzuhalten. Es ist nothwendig, in ganz Oesterreich eine Volksbewegung zu entfachen und die bürgerlichen Abgeordneten nöthigenfalls mit Gewalt und durch die in Oesterreich so beliebten „Argumente der Strasse“ zur Vernunft zu zwingen. Freilich wäre es schon früher, damals, als im Vorjahre die Obstruktion durch den Einfluss der Sozialdemokraten eine Zeit lang aufgegeben war, nöthig gewesen, in dieser Weise den Herren eine Lektion zu ertheilen. Aber man scheute davor zurück, wahrscheinlich um den Anschein zu vermeiden, als wolle man eine solche Regierung stützen. Es ist dasselbe Argument, das wir hörten, als alle Welt (und bekanntermaassen die Regierung selbst!) darauf wartete, dass die Sozialdemokratie eine Bewegung zu Gunsten der Taaffeschen Wahlreform entfachen werde. Es geschah nicht. Taaffe fiel, und es kam die Koalition und dann — Badeni. So sind wir zum guten Theil schuld an den heutigen Zuständen. Noch kann dies wieder gut gemacht werden. Aber heute — in den Tagen der Steuererhöhung mittels § 14 — ist es allerdings nicht möglich, einfach gegen die Obstruktion aufzutreten, ohne gleichzeitig unsere Stellung zu dieser Regierung auf das Unzweideutigste zu kennzeichnen. Dies kann geschehen, wenn wir den Beschluss, den der Brünner Parteitag fassen wird, mit der grössten Energie vertreten und überall die bürgerlichen Abgeordneten beider Seiten zur Stellungnahme zwingen. Es ist merkwürdig, dass gerade Genossen, die sonst gegen jeden „Opportunismus“ unerbittlich sind, jenen bürgerlichen Elementen gegenüber, die mit Vorsatz und Böswilligkeit die nationale Wuth anfachen,

eine oft merkwürdige Milde zeigen. Es scheint mir der gefährlichste Opportunismus zu sein, in übelverstandenen „Radikalismus“ mit so miserablen bürgerlichen Parteien wetzulaufen, wie sie unser öffentliches Leben beherrschen. — Erst in allerletzter Zeit hat die Wiener Arbeiterzeitung den Radikalnationalen gegenüber jene Schärfe des Tons wiedergefunden, die weite Kreise der Genossen schon lange unangenehm vermissten.

Wenn der Brünner Kongress dahin zielende Beschlüsse fasst, und unsere ganze Kraft für sie eingesetzt wird, dann wird diese Versammlung nicht nur für die Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie, sondern auch für die ganze Entwicklung Oesterreichs von grösster Bedeutung sein.<sup>8)</sup>

## Der Wiener Antisemitismus.

Von  
Wilhelm Ellenbogen.  
(Wien.)

Man hat die Zeit, wo das Kleinbürgerthum eine geschichtliche Rolle zu spielen berufen war, schon verflossen gewöhnt, man glaubte, die Zünfte mit ihren feierlich-romantischen Gebräuchen seien ins Grab des Mittelalters hinabgesunken. Aber siehe! Da erleben wir in Wien eine Renaissance dieses längst zu den Todten geworfenen Standes. Noch einmal ergreift er die Zügel der städtischen Herrschaft und drückt ihr sein unverkennbares Gepräge auf.

Denn der Wiener Antisemitismus als politische Erscheinung hat mit dem eingewurzelten Judenhass von einst beinahe nichts zu thun. Es ist nichts als

<sup>8)</sup> Die österreichische Politik zeichnet sich durch besondere Unbeständigkeit und Prinzipienlosigkeit — wohl eine Folge der persönlichen Einflüsse bei Hof —, aus. Die Klerikalen waren und sind bereit, die oben geschilderte Wendung zu unterstützen. Ja die Christlichsozialen betteln sogar die Regierung an, eine neue Gewerbeordnung (!) mittels § 14 zu oktroyiren!! Doch scheint die Regierung noch vor den Folgen einer „energischen“ Politik mit Hilfe des Klerikalismus sich zu „graueun“. Die Lehren des Concordats scheinen also doch noch nachzuhalten. Dafür sucht die Regierung in den letzten Tagen eifrig eine „ehrbare Annäherung“ an die gemässigt-liberalen Elemente. Die liberale Excellenz Chlumecki wird in geheimnissvollen „Missionen“ vom Kaiser zum ungarischen Ministerpräsidenten und zurück gesandt, die liberalen Blätter (und sogar einige deutschvolkliche) wittern Morgenluft, die liberalen Grossgrundbesitzer halten Konferenzen ab etc. Bemerkenswerth ist ein offiziöser Wink mit dem Zaunpfahl, der sonderbarerweise von keiner Seite beachtet wurde. Wir meinen die „Ansichten“ eines „wohlinformirten“ Staatsmannes, die im Breslauer General-Anzeiger zu lesen waren und flugs an die halboffiziöse Wiener Allgemeine Zeitung telegraphirt wurden. Dort war ausgeführt, dass die Christlichsozialen sehr gerne gegen Bestätigung des Wiener Gemeindestatuts Regierungspartei werden wollten, und dass überhaupt diese Partei stets nach dem Spruche gehandelt habe: Wir schimpfen, aber wir kaufen! Andererseits sei sie doch politisch nicht zuverlässig u. s. w. Zum Schluss wird angedeutet, dass, wenn die Wiener Fortschrittlichen von der Obstruktion sich lossagen wollten, sie dafür die Nichtsanktionirung des Gemeindestatuts erlangen könnten. Schon vor einigen Jahren versuchte die Regierung mit einer Frage der Wiener Gemeindevahlen die liberale Partei zu ködern, indem sie nämlich in lockende Aussicht stellte, die Wahlen für den zweiten Wahlkörper nicht im Sommer stattfinden zu lassen, wo die Herren nicht in Wien sind. Dieser Kuhhandel heisst nämlich in Oesterreich Politik.

Es ist gewiss, dass die eben geschilderten Versuche den persönlichen Intentionen des Kaisers entsprechen, der vor allem Lärmvollen zurückschreckt, und dem die „gemässigte Art“ der Liberalen weit mehr gesagt, als die demagogische der Christlichsozialen. Uebrigens ist auch ein plötzlicher Systemwechsel nicht ausgeschlossen, die „immanente nationale Dialektik“ scheint vielmehr ein Grundgesetz der österreichischen Politik zu sein.



eine verzerrte Klassenbewegung einer dem Untergang entgegengehenden gesellschaftlichen Schicht, des Kleinbürgerthums. Das ist auch nur in Wien möglich. Die kapitalistische Grossindustrie, die sich hier am Anfang des Jahrhunderts zu entwickeln begann, hatte sofort mit der beschränkten Angst des Metternichschen Absolutismus vor der Anhäufung grosser Fabrikarbeitermassen zu kämpfen, und als der Absolutismus 1848 richtig doch gestürzt war, trat in diesem bis ins Mark verkatholisirten Staate der Klerikalismus als Feind der Industrie auf, da er mit Recht von ihr eine Beseitigung der althergebrachten Anschauungen, eine Modernisirung der Bevölkerung befürchtete. So ist der österreichische Kapitalismus, weil ihm die Entwicklung künstlich unterbunden wurde, auf halbem Wege stehen geblieben. Er hat es glücklicherweise zur Erzeugung grossen Elends unter den im Konkurrenzkampfe niedergeworfenen Kleinbürgern gebracht, ohne dieses alte zünftlerische Kleingewerbe ganz beseitigen zu können. Und er ist nicht stark genug gewesen, um jenes neue im Gefolge eines starken wirthschaftlichen Aufschwungs frisch sich ansetzende Kleinbürgerthum zu erzeugen, das aus den Fabriken herauswächst und gleich proletarisch-revolutionären Geist mitbringt. So musste die kleinbürgerliche Bewegung in ihrem Hass gegen den Kapitalismus von vornherein in einen reaktionären Sumpf gerathen, in eine Richtung, die durch eine Reihe anderer spezifisch österreichischer Verhältnisse gefördert wurde. Da ist vor Allem der geistige Tiefstand der österreichischen Bevölkerung, speziell jener Geist des Bagatellismus, jener wienerischen „Gemüthlichkeit“, die beinahe so viel bedeutet wie gutmüthiger Schwachsinn, der aber bekanntlich ebenso leicht bösaartig werden kann, Erscheinungen, die von Fürsten und Pfaffen in Oesterreich seit Jahrhunderten gezüchtet wurden. Weiter die sprichwörtliche Beschränktheit der österreichischen Staatsmänner, insbesondere auf dem Gebiet der Sozialpolitik. Man hat das ganze Jahrhundert hindurch an dem Kleingewerbe herum gedoktert, ohne zu irgend einer entscheidenden That zu gelangen. So wurde der von den Regierungen verlassene „kleine Mann“ ein Spielball der politischen Parteien. Die Klerikalen förderten in ihm seit jeher den konservativen loyal-altväterischen Geist. Aber auch die Liberalen, als sie 1867 ans Ruder kamen, wollten die Kleingewerbler als Mauer gegen die revolutionären Arbeiter benutzen. Das war freilich allzu lächerlich. Denn wenn das Manchesterthum den kleinen Mann zu seinem Schleppträger machen will, so wird dieses Unternehmen sicher mit einer hasserfüllten Frontstellung des Kleinbürgers gegen den Vertreter des freien Spiels der Kräfte und der Selbsthilfe enden. Die Liberalen wurden 1878 gestürzt, und der Feudalklerikalismus, der ans Ruder gelangte, verstand es, das Vertrauen des Kleinmeisters viel leichter zu erwerben. Und gerade dieser feudalklerikalen Politik ist es zuzuschreiben, dass die kleinbürgerliche Bewegung die Formen des Antisemitismus annahm. Der feudale Grossgrundbesitzer hat ja auch ein schlechtes Gewissen gegenüber der Arbeiter- und Bauernschaft. Er hat dieselbe Gegnerschaft von den unteren Schichten zu fürchten, wie der Industrielle. Die Feudalen verstanden es nun geschickt, diesen Hass der Masse von sich auf die Industriellen abzulenken, und das gelang ihnen leicht durch den Hinweis auf die unleugbare Thatsache, dass das österreichische mobile Kapital zumeist in jüdischen Händen ist. Diese Erscheinung erklärt sich dadurch, dass die Juden in Oesterreich seit dem Mittelalter durch Edikte gezwungen wurden, sich mit Geldgeschäften zu befassen, so dass beim Anbrechen des kapitalistischen Zeitalters ihre Heranziehung zur Leitung grosser Industrieunternehmungen und Banken eine finanzielle

Staatsnothwendigkeit geworden war. Den beschränkten, denkfähigen Wiener Kleinbürger wies man nun auf den Exporteur, den Schuhwarenfabrikanten, den Konfektionär hin, und da das Juden waren, so meinte er schliesslich, das Kapital sei der Jude, und so ward er Antisemit. Die Klassengegensätze innerhalb des Judenthums, das furchtbare Elend der jüdischen Arbeiter Galiziens war ihm unbekannt. Und es ist bezeichnend, dass in Nordböhmen, das ja der Hauptherd der österreichischen Industrie ist, eine antisemitische Bewegung bis in die jüngste Zeit nicht bestand. Dort sind eben die Fabrikanten deutsche Arier.

War somit durch die Ablenkung der natürlichen Erbitterung des Kleinbürgers über sein soziales Elend auf die Juden der kleinbürgerlichen Bewegung eine bestimmte Richtung gegeben, so verstanden es die Feudalern durch eine klug zugeschnittene sozialpolitische Gesetzgebung, sich diese Bevölkerungsschicht zu Dank zu verpflichten und dabei mehrere Fliegen mit einem Schlage zu erwischen. Sie schufen in der Gewerbegesetznovelle vom Jahre 1885 ein ziemlich vorgeschrittenes Arbeiterschutzgesetz für die Industrie. Sie trafen hierdurch ihre politischen Gegner, die Liberalen, die Vertreter dieser Fabrikindustrie, sehr empfindlich und bewahrten ihre eigenen, die landwirthschaftlichen Unternehmungen für längere Zeit vor dem Eindringen sozialpolitischer Maassnahmen; noch heute stehen die österreichischen Landarbeiter beinahe ganz ohne Schutz da. Das Schlaueste aber war die Ausnehmung des Kleinhandwerks vom Arbeiterschutz. Die Wirkung hiervon äussert sich nun allerdings in einem furchtbaren Niedergang der Arbeiterschaft in den österreichischen Kleinbetrieben, aber auf die Arbeiterschaft rechneten die Feudalen zunächst und überhaupt wenig oder garnicht. Dafür aber ernteten sie den Dank der Zünftler, denen sie die Arbeiterschaft als wehrloses Ausbeutungsobjekt überantwortet hatten. Waren aber einmal die Kleinbürger ihre Freunde, so konnten sie ruhig mit einer Ausdehnung des Wahlrechts auf diese Kreise vorgehen — durch Herabsetzung des Wahlzensus von 10 Gulden auf 5 Gulden Steuerleistung — und sie stärkten dadurch noch weiter die politische Macht der Reaktion.

Auf dem nunmehr so vorbereiteten Boden begann der Klerikalismus mit der ihm eigenen Energie vorzudringen. Er bemächtigte sich 1889 der kleinbürgerlichen Bewegung. Der Prinz Alois Liechtenstein, ein dem reichsten und angesehensten Adel entsprossener Hochtory, ein Zögling des Jesuitenstiftes von Kalksburg bei Wien und ein äusserst kluger und schlauberrechnender Politiker, vermittelte die Verbindung zwischen den deutschkonservativen Aristokraten und den „christlichsozialen“ Kleinbürgern, nachdem die aus Deutschland eingewanderten Dr. Rudolf Mayer und Baron Vogelsang ein konservativ-christlich-soziales Programm ausgearbeitet hatten. Auf allen Katholikentagen hallte es nun von der Rettung des kleinen Mannes wider, und in grossen und durchaus nicht verdienstlosen Reden eiferte Liechtenstein im Parlament gegen die jüdische Ausbeutung des christlichen Volkes, gegen die jüdischen Grosskonfektionäre und Schuhfabrikanten. Zugleich wurden Wiens Kirchen der Herd einer systematischen klerikalen Agitation, die natürlich immer bei dem am leichtesten zu treffenden Instinkt und mit dem am leichtesten verständlichen Schlagwort, dem Judenhass, einsetzte. Eine Unzahl von Missionspredigern, an ihrer Spitze der Jesuit Pater Abel, bearbeiteten die wehrlosen Seelen der Wiener Spiesser nach ältester klerikaler Manier, und wie gewöhnlich ging dabei der Weg zu den Männern über die Frauen. Den Haupttrumpf aber spielte der Klerikalismus, dessen grösste

Kunst es ja seit Menschengedenken ist, zum Volke in seiner, des Volkes, Sprache zu sprechen, ihm als Fleisch von seinem Fleisch zu erscheinen, mit der Gewinnung der volkstümlichsten Gestalt des Wienerthums, des Dr. Karl Lueger, aus. Dr. Lueger ist der für alle Zeiten geltende Typus des ehrgeizigen Demagogen. Ein vorzüglicher Redner, mit Witz und Pathos gleich stark ausgerüstet, von einer bis zur Charakterlosigkeit gehenden Frivolität der politischen Grundsätze, schmiegsam und rücksichtslos, je nach Bedarf, ein schöner Mann von gewinnender persönlicher Liebenswürdigkeit und grosser Gutmüthigkeit, ein vergötterter Liebling der Damen, dabei materiell anspruchslos, aber von einer glühenden, fanatischen Selbstliebe und einer kindischen Eitelkeit besetzt. Das war der Mann nach dem Herzen der Wiener und der Klerikalen, Er hatte in den siebziger Jahren als Liberaler den politischen Schauplatz betreten, hatte dann als Demokrat und Deutschnationaler geschillert, und, da sein Ehrgeiz nirgends auf seine Rechnung gekommen war, so liess er sich nunmehr von den Klerikalen anwerben und begann ihre Schlachten als Condottiere des Wiener Kleinbürgerthums zu schlagen. Die Schleusen der wahnsinnigsten Demagogie wurden geöffnet, in raschem Ansturm drang der Antisemitismus, der sich nunmehr der Freunde und Förderer in den höchsten und allerhöchsten Kreisen erfreute, — der Wiener Hof ist bis ins Mark klerikal — vorwärts, die liberale Partei, die sich ohnehin durch ihren maasslosen Mammonismus und ihre volksfeindliche Politik tödtlich verhasst gemacht hatte, versetzte sich selbst den Todesstoss durch ihre Gegnerschaft gegen das allgemeine Wahlrecht in der berüchtigten Koalitions-Aera, und 1896 zog Lueger als Bürgermeister in das Wiener Rathhaus ein.

Man kann den Wiener Antisemitismus, wie er sich heute dem Beobachter darbietet, nicht ohne diese seine Entstehungsgeschichte begreifen. Die Partei, die jetzt Wien beherrscht, hat mit dem Antisemitismus an sich so wenig zu thun, dass sich ein Politiker einmal den Witz erlauben durfte, dass keine Partei, ausser den Liberalen, so viel Juden besitze, wie die antisemitische. Lueger selbst ist nicht im Entferntesten Antisemit, er hat vielmehr die Juden persönlich „zum Fressen“ gern, seine besten Freunde sind die anrühigeren jüdischen Journalisten Szeps und Scharf, und in seinem ganzen Wesen liegt sehr viel Jüdisches. Auch die Wiener sind keine bössartigen Antisemiten. Jeder von ihnen hat einen oder ein paar „Ausnahmsjuden“, die er in der überschwenglichsten Weise seiner Hochachtung versichert. Die einzigen wirklichen Antisemiten sind zwei zweifellos pathologische, zum Mindesten schwachsinnige Individuen, die Herren Schneider und Gregorig, von denen insbesondere der Erstere sein „Ceterum censeo Judaeos esse comburendos“ bei jeder möglichen Gelegenheit wiederholt und den geschlechtlichen Verkehr zwischen „Juden und Menschen“ als Unzucht wider die Natur erklärt. Aber Beide werden von ihrer eigenen Partei nicht ernst genommen, von Lueger gar wegen der zahllosen Verlegenheiten, die sie ihm bereiten, geradezu gehasst. Im Uebrigen trägt der Wiener Antisemitismus den unverkennbaren Stempel klerikal-demagogischer Mache an sich. Eine Partei ohne Programm kann zur Noth in der Opposition Kraft entwickeln. Sie lebt da von der Negation und den Sünden ihrer Gegner. Aber ist sie eine herrschende Partei geworden, dann verliert ihre Phraseologie auch den dürftigen äussern Glanz, und es bleibt nichts übrig, als der hohlste Kleontismus. Man hat anderswo kaum eine Ahnung davon, wie verrohend die christlichsoziale Partei auf den politischen Kampf und das ganze öffentliche Leben eingewirkt hat. Die privaten Angelegenheiten politischer Gegner werden fortwährend auf

den Schauplatz der Oeffentlichkeit gezerrt, in den Vertretungskörpern herrscht der Ton des Viehstalles, einem hochgebildeten Gegner wird in offener Landtags-sitzung: „Sie Ochs!“ zugerufen; während der Rede eines andern Gegners werden im Wiener Gemeinderath Thierstimmen nachgeahmt, Inserate laut vorgelesen und Witze erzählt; beinahe jede Sitzung ist der Schauplatz der rüdesten Skandal-szenen; Lueger selbst und seine Vizebürgermeister benehmen sich roh und brutal und provoziren flegelhaft die Minorität; ja, Tode werden nicht geschont, und in das offene Grab eines ehrlichen, aber unglücklichen Lehrers schleudert einer aus dieser edlen Sippe ohne den Schatten eines Beweises eine infame Ehrabschneiderei hinein. Wie es da in den Volksversammlungen zugeht, lässt sich wohl nach dem Gesagten leicht vorstellen.

Wie alle geistig tiefstehenden Menschen, so leidet auch die christlichsoziale Partei, die Partei des „dummen Kerls von Wien“, die Partei der „Barriere-stöcke“, wie sie Lueger selber genannt hat, an einem vollständigen Mangel an Selbstkritik. Sie haben keine Empfindung für die Lächerlichkeit der zahllosen Widersprüche, in denen sie sich bewegen. Aber sie haben auch kein Ver-ständniss für den Missbrauch, den ihre Führer mittels der Phrase mit ihnen treiben. Mit bewusster Absichtlichkeit betreibt der Klerikalismus die Verblödung der Wiener Bevölkerung. P. Abel, einer der schlauesten Jesuiten, die je das Ordenskleid Loyolas getragen, tritt auf der Kanzel vor die Wiener in der rednerischen Maske eines vollendeten Trottels. Von Zeit zu Zeit wird in den Vertretungskörpern und der antisemitischen Presse ein Schimpfkampf gegen die Wissenschaft eröffnet. Man erinnert sich an die idiotische Form, in der Herr Gregorig gegen die Pestversuche an der Wiener Universität auftrat, und an den heiligen Krieg gegen die Darwinsche Theorie, den der Abgeordnete Bichlowawek führt, der absolut nicht glauben will, dass er vom Affen abstammt. Aber der schärfste Ausdruck der Bildungsfeindlichkeit der christlichsozialen Partei ist wohl der verbissene Kampf gegen die Schule, den sie auf allen Linien führt. Systematisch wird die Frömmel in die Volksschulen hineingeschmuggelt, das Beten und Kirchengehen der Schulkinder wird deren Hauptthätigkeit, dem Geist-lichen wird ein immer grösserer Einfluss innerhalb der Schule gesichert, die Schul-bücher werden in klerikalem Sinne revidirt, man sucht die Prügelstrafe wieder einzuführen und die Schulpflicht von 8 auf 6 Jahre herabzudrücken. Und da dies Alles nichts nützt, so wird eine Hetze gegen die armen Volksschullehrer betrieben, die naturgemäss Anhänger der weitestgehenden Volksbildung sind, die aber schon unter der liberalen Herrschaft durch eine elende Bezahlung (die Hälfte aller österreichischen Lehrer haben einen Gehalt, der geringer ist als die Erhaltungskosten eines Sträflings oder — Postgauls) wehrlos ge-macht wurden.

Es entgeht eben den Herren auch vollständig, dass sie, seit sie an der Herrschaft sind, vollständig in die Fusstapfen ihrer früher so temperamentvoll bekämpften Gegner getreten sind. Sie maassregeln von ihnen abhängige politische Gegner in der brutalsten Weise, sie haben ein Regiment der Streberei und der persönlichen Aemterhascherei etablirt, sie entwickeln eine überraschende Fähig-keit zur Korruption. Die Namen Gessmann, Lehofer, Mayreder, Schneider, Axmann, Prochaska bedeuten ebensoviel Typen der Bereicherung auf Grund ihres Mandats, und der Publizist der Partei, Herr Vergani, dessen Beziehungen zu gewissen öffentlichen Geldern im Gerichtssaale eine sehr unfreundliche Beleuchtung

erfahren, hat heute, obgleich er mit Schulden beladen ins politische Leben trat, aus der Bekämpfung der Korruption drei prachtvolle Zinshäuser profitirt.

Aber die Partei, die doch als eine antijüdische und speziell antikapitalistische ins Leben getreten war, ist heute nicht im Stande, auch nur den kleinsten ihrer Programmpunkte zu erfüllen. Die Bekämpfung des jüdischen und ausländischen Grosskapitals hat vorläufig damit geendet, dass Dr. Lueger, der eine Zeit lang vergebens zu allen jüdischen Finanziers um Geld für seine Gasanleihe schnorren gegangen war, sich, d. h. die Stadt Wien in ohnmächtige Abhängigkeit von der Deutschen Bank gebracht hat, in der natürlich ebenfalls grosse Juden, wie Bleichröder u. A., eine Rolle spielen, und einen demüthigen Fussfall vor der von ihm früher hochmüthig beschimpften englischen Gasgesellschaft, die bisher und nun noch für weitere 25 Jahre Wien mit Gas versorgt, thun musste. Hat er doch, um sich die jüdischen Finanzkreise günstig zu stimmen, Rothschild zum Ballen der Stadt Wien einladen müssen! Es ist ja auch ganz lächerlich, eine Stadt mit einem 80-Millionen-Budget kleinstädtisch zu verwalten zu wollen. Dafür rächte sich Herr Lueger an armen jüdischen Waisenkindern, denen er eine Landtagssubvention entzog, an armen jüdischen Stenographen, die er aus dem Landtag hinauswarf, an armen jüdischen Lehrern und Beamten, denen er das Avancement verweigerte.

Der Antisemitismus hat sich also als zur Bekämpfung des Grosskapitals, des jüdischen wie des christlichen, völlig ungeeignet erwiesen. Die Stadt Wien ist heute von Wiener Finanziers nicht weniger abhängig als früher, dafür ist sie aber auch nunmehr in die Botmässigkeit gegenüber dem ausländischen Kapital gerathen, und die Kosten dieser unfähigen Politik wird nunmehr der Wiener Bürger in der Form eines höhern Gaspreises, eines theuerern Tramwaytarifs und unausbleiblicher höherer kommunaler Steuern zahlen. Dafür ist die Verwaltung der kommunalen Angelegenheiten eine schlechtere geworden. Die Strassen säuberung liegt in beschämender Weise im Argen, die Schulen sind verschlechtert, die Fleischpreise sind nicht niedriger, denn die Fleischhauer sind Luegers Wähler, die Wohnungspreise gehen in die Höhe, denn die Hausherrn, die Wiener Kommunalkapitalisten, sind der festeste Kern seiner Anhängerschaft geworden . . .

Der Kleinbürger aber? Man hat ihm in der Zeit des Vorstürmens Arbeit und Verdienst versprochen, aber die grossen Arbeiten, die Wien als Erbtheil der verflornten liberalen Aera jetzt ausführt, die Verkehrsanlagen, die Wienfluss-einwölbung, die Stadtbahn, sind grosskapitalistischen Unternehmern, und noch dazu ausländischen, übertragen worden, Lueger hat das von der kleinstädtischen Produktion unzertrennliche Bannrecht durchbrochen. Die kleinen Schneider, denen der Jesuitenzögling von Kalksburg, Liechtenstein, durch ein parlamentarisches Donnerwetter gegen die jüdischen Grosskonfektionäre Rothberger, Mandl, Zentler u. s. w. den Mund wässern gemacht, werden jetzt auch noch durch einen belgischen Klerikalen; Stefan Esders, mit dem Gelde desselben Jesuitenstiftes Kalksburg niederkonkurirt, denn der Klerikalismus will auch seine kapitalistischen Geschäfte machen. Die Drechsler, Tischler, Schuhmacher und alle Anderen sehen nicht die geringste Besserung ihrer Existenz, im Gegentheil, von unten herauf drängt immer mehr die Arbeiterschaft nach Verbesserung ihrer Lage. Der gänzliche Mangel der Partei an intelligenten Kräften, der ja auch mit den instinktiven Hass des Banauens gegen die Intelligenz erklärt, verhindert, dass auch nur der kleinste sozialpolitisch fruchtbare Gedanke zu Gunsten des Kleingewerbes in den Reihen der Antisemiten auftaucht, und eine lächerliche gewerbepolitische Quack

salberei in den parlamentarischen Vertretungskörpern zeugt von dieser geistigen Ohnmacht. Hat doch unlängst der christlichsoziale Abgeordnete Steiner, von dem das Parteiblatt sagt, dass er eine „nie ruhende schöpferische Thätigkeit“ entfalte, offenbar nach Tag und Nacht währendem Nachdenken die geniale Idee einer „Landesbekleidungsanstalt“ propagirt, wohin die reichen Leute ihre abgelegte Kleider schenken sollten, um arme Menschen damit zu bekleiden. Also die Rettung des christlichen Volkes mit alten Hosen!

Das Kleingewerbe wird also nicht befriedigt, die Intelligenz wendet sich entrüstet ab, die höheren Kreise sind gegen den rohen Pöbelton in der Politik sehr empfindlich und fürchten Luegers populäre Macht, so muss denn der Herr von Wien etwas thun, um doch irgendwie bei den Besitzenden das schwindende Vertrauen festzuhalten: seine Politik richtet sich gegen die Arbeiter. Und diese brutalisirt denn auch seine Partei ganz in der Weise, wie ein beschränkter Kleinbürger seine Gesellen. Die Forderungen der organisirten Arbeiterschaft an den Bürgermeister, bei den von der Stadt zu vergebenden Arbeiten Arbeiterschutz, Minimallohn und Maximalarbeitszeit einzuführen, wurden schroff und hochnäsigt zurückgewiesen, der Magistrat verletzt die genossenschaftlichen Rechte der Arbeiter auf Schritt und Tritt, er beeinflusst die Wahlen in die Gehilfenausschüsse in christlichsozialem Sinne, wenn die Regierung eine grosse Arbeiterorganisation (die der Eisenbahner) vernichtet, jubelt ihr diese angebliche Volkspartei unverhohlen zu, und Herr Lueger verstieg sich in einer Gemeinderathssitzung sogar zu dem frechen Worte: Sozialdemokraten und Schönererianer (unter den Lehrern) werden von der Beförderung ausgeschlossen. Dabei leistet die Partei in persönlicher Beschimpfung und Verleumdung der Wortführer der Arbeiterschaft das Unmöglichste. So ist es denn kein Wunder, wenn die organisirte Arbeiterschaft den leidenschaftlichsten Kampf gegen diese Partei der krassesten Reaktion, der Verdummung und Ausbeutung führt, und dass selbst die Handvoll christlichsozialer Arbeiter, die es noch giebt, den Gehorsam verweigert und sich nicht mehr zur Staffage bei kirchlichen Prozessionen u. dgl. hergeben will.

Zu alledem kommt dann noch die Thatsache, dass der natürliche Gegensatz zwischen Stadt und Land innerhalb der antisemitischen Partei immer deutlicher zu Tage tritt. Das Zugrundegehen des Bauernstandes treibt immer mehr Landbewohner in die Stadt, die mit ihrer Armuth der Letztern immer unangenehmer zur Last fallen. Die Armen-, die Heimaths-, die Schulgesetzgebung, der Bau von Landesbahnen, die Errichtung von Instituten zur Hebung der kleinen Landwirthschaft, der Ankauf von Zuchtstieren und Zuchtperden, die Errichtung von Landesfindelanstalten, Waisen-, Siechen- und Irrenhäusern, all das kostet das Kronland Niederösterreich schweres Geld, das zu 84 $\frac{0}{10}$  von der Stadt Wien bezahlt werden muss. Das hohle Schlagwort Jude konnte die widerstreitenden Interessen noch vereinigen, so lange es sich nur ums Schimpfen handelte, sowie es aber zur praktischen Arbeit, d. h. zum Zahlen kommt, da hält der Wiener Kleinbürger sofort ängstlich seine Taschen zu, und im niederösterreichischen Landtag geht bereits lustig der Streit zwischen den ländlichen und den Wiener Abgeordneten der christlichsozialen Partei los.

So zerfällt die Partei bereits langsam in ihrem Innern, ein selbstverständlicher Prozess. Eine Partei, die auf eine grosse geschichtliche Dauer Anspruch macht, muss grosse, weitausschauende Ziele haben, wo aber der ganze Parteeizweck die rasche kleinliche persönliche Bereicherung ist, da kann auch nur

von einem Eintagsfliegendasein die Rede sein. Die katholische Kirche, unter allen Theilhabern an diesen politischen Geschäfte der klügste, sucht daher auch rasch zusammenzuraffen, was nur möglich ist, und daher hat sie Herrn Lueger schleunigst zu einem Geschenk von 5 Millionen Gulden für Kirchenbauten veranlasst, ein Streich, der freilich durch eine Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes vereitelt wurde. Die staatlichen Gesetze bilden eben auch eine Mauer, über die der marktschreierische Demagoge von Wien nicht hinaus kann.

Herr Lueger fühlt denn auch den Boden unter sich bedenklich wanken. Unter den drei Wahlkörpern, von denen die 138 Wiener Gemeinderäthe gewählt werden, ist der zweite, der „Wahlkörper der Intelligenz“ (Doktoren, Beamte, Lehrer) bereits ganz abgefallen, der dritte (Kleinbürger) ist vielfach wankend geworden, und der erste (Hausherren, Grosskapitalisten) ist nie sicher gewesen. Es ist zweifellos, dass schon beim nächsten Wahlgang die Majorität des Bürgermeisters beträchtlich zusammenschmelzen wird. So sucht sich denn der Kleon von Wien durch allerhand Wahlreformschwindel noch eine Zeit lang über Wasser zu halten. Aber das wird ihm nicht mehr lange gelingen. Wenigstens hat ihm die Wiener Arbeiterschaft in den letzten Wochen gezeigt, dass sie mit sich nicht spassen lässt, und da durch ihre Demonstrationen die Sanktionierung seiner auf Verewigung jener Majorität berechneten Wahlreform sehr in Frage gestellt wird, so dürfte die Zahl der christlichsozialen Mandate schon bei den nächstjährigen Wahlen aus dem zweiten Wahlkörper erheblich abnehmen. Die Arbeiter selbst aber kann er unmöglich auf die Dauer vom Wahlrecht ausschliessen, und ist einmal mit einer Handvoll Sozialdemokraten die cherne, unerbittliche Kritik, der geschichtliche Ernst, die Partei mit den reinen Händen im Wiener Rathhaus eingezogen, dann hat die letzte Stunde für die verlogene Demagogie des ehrgeizigen Führers einer untergehenden gesellschaftlichen Schicht geschlagen. Der Antisemitismus ist, wie einmal die Wiener Verhältnisse liegen, eine nothwendige Durchgangsperiode in der Entwicklung unserer sozialen Verhältnisse gewesen. Wenn mit der Beseitigung der augenblicklichen politischen Wirren, in denen der Gesamtstaat gegenwärtig zuckt, die ökonomische Fortentwicklung des Kapitalismus wieder ungehemmt vor sich gehen kann, wenn Klerikalismus und Feudalismus, wie nicht zu zweifeln, tüchtig aufs Haupt geschlagen sein werden, dann wird auch die Bahn frei sein für die Arbeiterschaft, die schon der Stunde harret, da sie das reaktionäre Kleinbürgerthum ablösen wird. Mit stolzem, hoherhobenem Haupte wird dann der Sozialismus auf den Plan treten, um seine grossartige, weltgeschichtliche Sendung zu erfüllen.

## Endziel und Bewegung in der schweizerischen Sozialdemokratie.

Von  
Otto Lang.  
(Zürich.)

In seiner Polemik mit Kautsky bezeichnete Bernstein als den Zweck seiner Schrift über die Voraussetzungen des Sozialismus „die Bekämpfung jener Auffassung, die alle wesentliche positive Arbeit der Sozialdemokratie hinter den grossen Krach verlegt“. Er würde sich gewiss dieser Mühe nicht unterzogen haben, wenn er nicht der Meinung wäre, dass jene Auffassung, wenn sie auch nicht die in Deutschland herrschende sei, so doch

zahlreiche Anhänger habe. Hier scheint mir aber Genosse Bernstein offene Thüren einzuzurren. Was die Thätigkeit der sozialdemokratischen Partei charakterisirt, ist gerade der Umstand, dass sie sich von allem Fatalismus befreit hat und ihre Taktik nicht „von der Aussicht auf eine bevorstehende grosse soziale Katastrophe abhängig macht“. Sie verschanzt sich nicht im Lager, um abzuwarten, bis sie in einer Schlacht den Gegner vernichten kann. Vielmehr sucht sie den Feind in jeder seiner Positionen auf. Ueberall ist sie auf dem Platze und greift zu, wo immer nur sich Gelegenheit bietet, Schädigungen vom Proletariat abzuwenden, seinen Antheil an der materiellen und geistigen Kultur zu vermehren und, indem sie das individuelle Wohlbefinden zu heben sucht, die Kampffähigkeit und Widerstandsfähigkeit der Partei zu vermehren. Einem ähnlichen Irrthum begegnen wir nicht selten auf Seiten unserer bürgerlichen Gegner, nur dass diese dort unsere Stärke vermuthen, wo Bernstein eine Gefahr glaubt signalisiren zu müssen. Sie glauben, dass die sozialdemokratische Partei nur so lange auf die grosse Masse eine Anziehungskraft ausüben werde, als es ihr gelingt, sie im Glauben an einen möglichst fidelen Zukunftsstaat zu erhalten. Die Wetterkundigen sehen aber voraus, dass die Arbeiterschaft bald nicht mehr gewillt sein wird, den von den sozialistischen Führern ausgestellten Wechsel auf die besseren Tage zu prolongiren, und dass, wenn sie deren Zahlungsunfähigkeit erkannt hat, sie der Partei grollend den Rücken kehren werde. Also auch eine Art Katastrophentheorie. In Wahrheit verhält sich die Sache freilich umgekehrt. Der „Zukunftsstaat“ spielt in der Gedankenwelt des Arbeiters eine viel unbedeutendere Rollè, als oft angenommen wird. Was der Sozialdemokratie das Vertrauen der Arbeiterschaft gewann und dauernd erhält, das ist vielmehr ihre auf die Gegenwart gerichtete Thätigkeit, die Entschiedenheit, mit der sie die proletarischen Interessen wahr, die Klarheit und Konsequenz ihrer antikapitalistischen Politik. Wenn die Massen bei den Reichstagswahlen bekunden, dass sie ihr Schicksal der sozialdemokratischen Partei anzuvertrauen gewillt sind, in der bürgerlichen Regierung aber ihren Feind und Gegner erkennen, so liegt der Antrieb dazu viel weniger in der Vorstellung einer vollkommen sozialistischen Umwälzung der heutigen Gesellschaft, als in der Erwartung, dass, je stärker die sozialdemokratische Partei wird, sie desto eher für die Gegenwart Erleichterungen verschaffen kann. Womit über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der sozialistischen Gesellschaftsordnung garnichts gesagt sein soll.

Von Jahr zu Jahr erweitert sich der Aufgabenkreis der sozialdemokratischen Partei. Von Jahr zu Jahr dehnt sie die Grenzen ihres Arbeitsfeldes aus. Allein das geschieht nicht unterm Widerspruch der „Marxisten“; von den Anhängern der „Katastrophentheorie“ vertritt Niemand die Anschauung, dass „alle positive Arbeit“ erst nach dem grossen Krach beginne. Vielleicht herrscht Meinungsverschiedenheit über Rang und Werth der einzelnen Programmpunkte. Aber die Nothwendigkeit positiver Arbeit wird von Niemand bestritten; und gerade Derjenige, der eine „Katastrophe“ im Bereich der Möglichkeitsieht, wird die Taktik als richtig anerkennen müssen, welche der Partei vorschreibt, jetzt schon auf möglichst vielen Punkten festen Fuss zu fassen und ihren Einfluss geltend zu machen.



Also: überall Bewegung. Und wenn etwas in der Agitation vernachlässigt wird, so scheinen es mir gerade die auf das „Endziel“ bezüglichen Fragen zu sein. Die „positive Arbeit“ lenkt den Blick von der Zukunft ab auf die nächstliegenden Aufgaben und verleitet zu einer Ueberschätzung der einzelnen Erfolge. Allzu leicht wird über dem Einzelnen das Ganze vergessen. Je zahlreicher die Aufgaben der Partei sind, desto schwieriger wird es, den Ueberblick über das ganze Gebiet ihrer Thätigkeit zu wahren. Allein mit dieser Schwierigkeit wächst auch das Bedürfniss nach einem Fixpunkt, nach welchem man sich in der verwirrenden Mannigfaltigkeit der sozialpolitischen Forderungen jederzeit orientiren kann.

Wenn Bernstein sagt, die Bewegung sei ihm Alles, das Endziel Nichts, so straft er sich selbst Lügen. Denn ein grosser Theil seines Buches ist im Grunde genommen der Aufgabe gewidmet, sich über das Ziel der wirthschaftlichen Entwicklung zu verständigen, es klarer zu erfassen und auf diese Weise einen Maassstab für die Beurtheilung der Bedeutung und Dringlichkeit der einzelnen Programmpunkte zu gewinnen. Und wenn er auf sein Paradoxon verzichtet und dafür gesagt hätte: Je grösser die Bewegung, desto wichtiger die Erkenntniss ihres Zieles und das Festhalten an demselben, so hätte er viel mehr im Sinne seiner Ausführungen gesprochen.

Die Entwicklung, welche die deutsche Sozialdemokratie in den letzten zehn oder zwanzig Jahren durchgemacht hat, weist auch die schweizerische Partei auf: Ausdehnung ihres Arbeitsgebietes, rege Theilnahme an allen Fragen der praktischen Politik; daneben aber geringes Interesse für alle theoretischen Fragen und, zumal ausserhalb der leitenden Kreise, wenig Grundsätzlichkeit und theoretische Klarheit. Das „Ziel“ ist, von nicht allzu zahlreichen Ausnahmen abgesehen, dem schweizerischen Arbeiter Nichts. Die Vorstellung einer Katastrophe, eines plötzlichen Umschlags, liegt ihm fern. Soweit er sich mit dem Zukunftsstaat beschäftigt, kann er ihn sich nur als das Resultat einer organischen Entwicklung, aber nicht als Ergebniss einer gewaltsamen Umwälzung denken. Neben den Fragen und Problemen der Gegenwart verliert die Frage, wie sich die fernere Zukunft gestalten werde, für ihn fast alles Interesse, und zwar um so mehr, je grösser und zahlreicher die Möglichkeiten werden, auf die jetzige Gestaltung der Dinge Einfluss zu gewinnen.

Zwei Erscheinungen verdienen aber besondere Beachtung. Die eine: dass sich die Arbeiterschaft immer entschiedener auf den Boden des Klassenkampfes stellt, aber nicht durch theoretische Ueberlegungen, sondern durch die praktische Erfahrung zu der Erkenntniss geführt wird, dass sie sich als Klasse organisiren und selbständig ihre Klasseninteressen verfechten muss. Die andere: dass der Klassenkampf an Schärfe beständig zunimmt, obgleich in der Schweiz die „Fresslegende“ nur ein sehr kümmerliches Dasein führt und die — mir doch recht sympathische — Redensart von der Diktatur des Proletariats im Wortschatz des schweizerischen Arbeiters fehlt. Den Nachweis für beide Thatfachen, die mit den Bernsteinschen Behauptungen in schroffem Widerspruch stehen, habe ich in einem Aufsätze zu leisten versucht, der in einem der letzten Hefte der Neuen Zeit erschienen ist, und auf den zu verweisen mir hier gestattet sei.

Was nun die schweizerische Arbeiterbewegung selbst angeht, so möchte ich den gelegentlich gehörten Vorwurf, dass sie eine prinzipielle Haltung vermissen lasse, nur in sehr starker Abschwächung gelten lassen. Die besonderen Verhältnisse der Schweiz: so namentlich die politische Freiheit und die dadurch bedingte Milderung der sozialen Gegensätze, die jedenfalls nicht so grell zu Tage treten, erleichtern wohl der sozialdemokratischen Partei ihre Aufgabe, bedingen aber andererseits auch wieder Schwierigkeiten ganz eigener Art. Sie hat zwar mit vielen Gefahren und Eventualitäten nicht zu rechnen, die die deutsche Arbeiterschaft beständig bedrohen. Die gesetzlichen Hindernisse, mit welchen diese bei der Organisation und der Bildung von Vereinen zu rechnen hat, kennt der schweizerische Arbeiter nicht; er braucht bei der Organisationsarbeit keine anderen Rücksichten zu nehmen als diejenigen der Zweckmässigkeit. Dafür ist aber auf der andern Seite das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihm nicht so lebendig, wie etwa in seinem deutschen Genossen. Der politische Druck, unter dem dieser leidet, bewährt sich auch wieder als Mittel der Einigung, das freilich durch die klare Erkenntniss der Klassenlage des Proletariats und seiner spezifischen Interessen ersetzt werden kann. Allein diese Erkenntniss verbreitet sich nur allmählich und geht gelegentlich wieder verloren, während die politische Unterdrückung sich beständig und überall fühlbar macht.

Vor Allem fällt in Betracht, dass in der Schweiz die Möglichkeiten, sich praktisch zu bethätigen, ungleich zahlreicher sind, als in Deutschland. Damit wächst aber auch die Möglichkeit, Fehler zu begehen, und die Gefahr, von augenblicklichen Erfolgen geblendet, die maassgebenden Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren.

Die Verschiedenheit der Bedingungen, unter denen die deutsche und die schweizerische Sozialdemokratie kämpfen, ergibt sich schon aus einem Vergleich der hier und dort aufgestellten Programme. Verschiedene Programmpunkte, und grade solche, die nicht nur auf dem Papier stehen, sondern die Zielpunkte der praktischen Politik bilden und durch die Ereignisse des Tages immer wieder in den Vordergrund gerückt werden, sind in der Schweiz schon längst verwirklicht: Das Stimmrecht ist ein allgemeines, geheimes und direktes. Wahlfähigkeit und Wählbarkeit beginnen schon nach dem zurückgelegten 20. Altersjahr. Die Wahlen und Abstimmungen finden nur an Sonntagen statt. Das Vereins- und Versammlungsrecht ist in keiner Weise gesetzlich beschränkt. Die Religion ist zwar nicht als Privatsache erklärt, allein es darf doch Niemand zur Theilnahme an einem religiösen Unterricht oder zur Vornahme einer religiösen Handlung, wie z. B. zur Ablegung eines Zeugeneides oder Amtseides, gezwungen werden. Für die Stellung der sozialdemokratischen Partei ist ferner von Bedeutung, dass das nicht ihre Errungenschaften sind, sondern die Errungenschaften der bürgerlichen Demokratie. An deren Kämpfen hat sich wohl die Arbeiterschaft bethelligt. Allein dieselben fallen in eine Zeit, zu welcher die Arbeiter sich noch nicht als selbständige Partei organisirt hatten, sondern sich damit begnügten, die Klassenpolitik des jungen Liberalismus und später des demokratischen Kleinbürgerthums zu unterstützen. Der Unterschied gegenüber Deutschland ist nicht klein: während hier der Gegensatz zwischen

Proletariat und Bourgeoisie schon bei den rein politischen Forderungen zu Tage tritt, gehen in der Schweiz die Wege dieser beiden grossen Klassen erst auf einem viel späteren Punkt der Entwicklung auseinander.

Ob indess nicht einmal die Zeit kommt, wo die Sozialdemokratie genöthigt sein wird, das Erbe, das sie von den bürgerlichen Parteien übernahm, gegen die Angriffe der Bourgeoisie zu vertheidigen, mag die Zukunft lehren. Wenn sie ihre Forderung, dass die Demokratie ausgebaut werde, und dass man das Erworbene nicht nur besitze, sondern weiterbilde, verwirklichen will, wird sie im Wesentlichen auf ihre eigene Kraft angewiesen sein. Das geltende eidgenössische Staatsrecht anerkennt den Grundsatz der Volkssouveränität, indem es das Volk, genauer gesprochen die volljährigen im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindlichen Bürger, in folgenden Fällen zum Organ des obersten Staatswillens macht: 1. Die Verfassung überträgt der Aktivbürgerschaft die Wahl des Nationalrathes. (Die Wahlart des Ständerathes wird durch die kantonale Gesetzgebung bestimmt). 2. Sie schreibt für die Revision sowohl der Bundesverfassung wie der Kantonsverfassungen das obligatorische Referendum vor, d. h. die revidirten Verfassungen treten erst in Kraft, wenn sie in der Volksabstimmung von der Mehrheit der stimmenden Bürger angenommen worden sind. 3. Die Bundesgesetze und allgemein verbindlichen Bundesbeschlüsse unterliegen dem fakultativen Referendum: sie müssen der Volksabstimmung unterbreitet werden, wenn eine solche von 30000 stimmberechtigten Bürgern verlangt wird. 4. Endlich räumt das Verfassungsrecht der Bürgerschaft eine direkte Theilnahme an der Revision der Bundesverfassung ein in der Form der Initiative, die selbst wieder die Total- oder die Partialrevision zum Gegenstande haben kann: wenn 50000 Stimmberechtigte das Begehren stellen, dass die ganze Verfassung oder ein Theil derselben revidirt werde, muss die Frage, ob dem Begehren Folge zu geben sei, dem Volke zur Entscheid vorgelegt werden. Wenn die Initianten eine Partialrevision verlangen, so steht es ihnen frei, ob sie dem Initiativbegehren die Form einer „allgemeinen Anregung“ oder eines „ausgearbeiteten Entwurfs“ geben wollen.

In dreifacher Richtung soll die Demokratie ausgebaut werden. Schon seit langer Zeit wird die Frage erwogen, ob das Gesetzesreferendum nicht aus einem fakultativen zu einem obligatorischen gemacht werden soll. Die sozialdemokratische Partei hat diese Forderung seiner Zeit auf ihr Arbeitsprogramm genommen, aber noch nie einen Versuch gemacht, sie durchzusetzen. Sie könnte zwar dabei auf die Unterstützung einer Anzahl bürgerlicher Demokraten rechnen, würde aber trotzdem im Volke keine Mehrheit finden. Wichtiger sind die beiden anderen Postulate, von denen sich das eine auf die Wahlart des Bundesrathes, der obersten vollziehenden Behörde der Eidgenossenschaft, das andere auf die Wahlart des Nationalrathes bezieht. Der Bundesrath wird gegenwärtig vom Parlament (National- und Ständerath) gewählt. Eine alte Forderung der Demokratie will aber die Wahl dem Volke übertragen und die Wahlen in den Nationalrath nach einem proportionalen Verfahren vorgenommen wissen. Diese beiden Begehren hat die von einer Gruppe links stehender Demokraten unterstützte Arbeiterschaft zum Gegenstande zweier Initiativvorschläge gemacht, welche bereits die nöthige Unterstützung von 50000 Stimmberechtigten gefunden haben.

Das Volk wird also im Laufe des nächsten Jahres Gelegenheit bekommen, sich über diese beiden Begehren auszusprechen. Die Hoffnung, dass sie eine Mehrheit finden, ist nicht eben gross. Allein wir betrachten es immerhin als einen Erfolg, dass die Initiative zur Abstimmung gebracht werden muss. Die Sozialdemokratie ist namentlich an der Einführung des proportionalen Wahlverfahrens in starker Weise interessirt. Dasselbe hat für uns deshalb eine grössere Bedeutung, als für die deutsche Partei, weil die Schweiz keine Einerwahlkreise kennt, und die sozialdemokratische Arbeiterschaft, dank der Dezentralisation der Industrie, nur in wenigen Wahlkreisen eine starke Minderheit und gar nirgends die Mehrheit bildet. Bis jetzt ist es der Sozialdemokratie nur gelungen, zwei Sitze im Nationalrath zu erobern, während ein proportionales Wahlverfahren ihr binnen kurzer Zeit eine zehnmal stärkere Vertretung sichern würde. Auch die Volkswahl des Bundesrathes wäre von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung. Wir suchen sie in erster Linie darin, dass sie der Arbeiterschaft eine neue wichtige Aufgabe stellte und dadurch zu ihrer Stärkung und Einigung nicht wenig beitragen würde. Sollte sich im Verlauf der Zeit die Möglichkeit bieten, einen Sitz im Bundesrath zu erobern — was freilich nur mit Hilfe der demokratischen Parteien geschehen könnte — so würde sie nicht zur Quelle der sonderbaren Zänkelei werden, die jetzt die französische Arbeiterschaft von Neuem zu entzweien droht.

Das Staatsrecht der Kantone ist verschieden ausgestaltet. Gemeinsam ist zwar Allen die Verfassungsinitiative und das obligatorische Referendum für Verfassungsrevisionen, weil diese Anforderungen in der Bundesverfassung an sie gestellt werden. Wie weit sie sich im Uebrigen der „reinen Demokratie“ nähern wollen, darüber entscheiden die Kantone selbst. Die Mehrzahl hat die Volkswahl der obersten Verwaltungsbehörde, das obligatorische Gesetzesreferendum, das Gesetzesvorschlagsrecht eingeführt. Wo die Arbeiterschaft anlässlich der Revision der kantonalen Verfassungen für eine Erweiterung der Volksrechte kämpfte, stand sie aber nie oder doch selten allein. Im Ganzen bestand bis jetzt die Tendenz, den direkten Einfluss des Volkes auf die Gesetzgebung und Verwaltung zu erhöhen.

Was die Sozialpolitik anlangt, so steht das Projekt der Kranken- und Unfallversicherung im Vordergrund des Interesses. Schon im Jahre 1890 beschlossen, ist ihr Schicksal heute noch ein ungewisses. Die Gesetzesentwürfe sind zwar im Wesentlichen durchberathen; allein nun ist das Bedenken aufgetaucht, ob die dem Staat aus der Durchführung der Versicherung erwachsenden Ausgaben — 6 bis 8 Millionen Franken — aus den ordentlichen Mitteln bestritten werden können, oder ob nicht eine neue Einnahmequelle zu eröffnen sei. Der Bundesrath nimmt als solche das Tabakmonopol in Aussicht, dessen Erträgnisse auf etwa 6 Millionen geschätzt werden und zur Deckung der Versicherungskosten, soweit diese vom Bund aufgebracht werden müssen, annähernd ausreichen würden. Allein es ist wenig Aussicht vorhanden, dass das Volk dem Tabakmonopol seine Zustimmung giebt. Auch die angegebene Zweckbestimmung scheint ihm nicht viel Freunde erworben zu haben.

Die sozialdemokratische Partei würde selbstverständlich auch jetzt wieder mit Entschiedenheit für das Monopol eintreten, nachdem sie schon

im Jahre 1895 erfolglose Anstrengungen gemacht hat, auf dem Wege der Initiative das Tabakmonopol einzuführen, als Mittel zur Durchführung der allgemeinen unentgeltlichen Krankenpflege. Zu den Gesetzesentwürfen betreffend die Kranken- und Unfallversicherung hat die Arbeiterschaft noch nicht Stellung genommen. Sie weisen gegenüber den entsprechenden deutschen Gesetzen sehr bedeutende Vorzüge auf, lassen aber leider auch einige von der Arbeiterschaft geäusserten Wünsche unerfüllt. Jedenfalls wäre aber die obligatorische Versicherung dem jetzt geltenden Haftpflichtsystem bei Weitem vorzuziehen. — Die Stellung der schweizerischen Sozialdemokratie zur Frage der Monopole und der Staatsbetriebe ist aus nahe liegenden Gründen eine andere, als diejenige der deutschen Partei. Die gewichtigen Bedenken, welche die letztere gegen die Verstaatlichung hegt, haben in einer Demokratie ohne geschlossenen Beamtenstand wenig Berechtigung. Vor Allem ist hier nicht zu befürchten, dass die im Staatsbetriebe beschäftigten Personen ihre politische Selbständigkeit verlieren, oder, genauer gesprochen, abhängiger werden, als es die Lohnarbeiter der Privatindustrie sind. Die Sozialdemokratie ist deshalb grundsätzlich für die Monopolisirung, gerade wie die Bourgeoisie grundsätzlich den Staatsbetrieb verwirft und nur dann für denselben zu gewinnen ist, wenn besondere Umstände das Monopol auch von ihrem Standpunkt aus als das kleinere Uebel erscheinen lassen. Im Jahre 1895 hat die Bürgerschaft das Zündhölzchenmonopol, dessen wirthschaftliche Bedeutung doch eine sehr geringe ist, mit 184 109 gegen 140 174 Stimmen verworfen, nachdem sie einige Jahre zuvor das Banknotenmonopol mit grossem Mehr — den 158 615 Verwerfenden standen 231 578 Annehmende gegenüber — gutgeheissen hatte. Mit noch grösserer Entschiedenheit hat das Volk am 20. Februar 1898 die Frage, ob die Eisenbahnen zu verstaatlichen seien, bejaht. 182 718 Bürger sprachen sich gegen den Staatsbetrieb aus, 386 634 dafür. Der Versuch, den in diesem Jahre der Kanton Zürich machte, die Mobilienversicherung obligatorisch zu erklären und sie gleichzeitig in den Staatsbetrieb zu übernehmen, ist dagegen misslungen. Nicht besser ist es seinerzeit dem „Getreidemonopol“, d. h. dem staatlichen Getreidehandel, den die Züricherische Arbeiterschaft im Jahre 1879 auf dem Wege der Initiative einzuführen versucht hat, ergangen. Immerhin fand er bei 30 047 Verwerfenden 16 778 Anhänger. Seither haben sich verschiedene Arbeiterkongresse für das Getreidemonopol ausgesprochen und die Frage erwogen, ob nicht zu Gunsten desselben eine politische Aktion zu unternehmen sei. Das will nun freilich überlegt sein. Gegen die Stimmen der Bauern würde die Verstaatlichung des Getreidehandels nicht beschlossen, und wenn die Bauern einmal dafür eintreten, so wird das Monopol eine Gestalt angenommen haben, dass die Arbeiterschaft keine Lust mehr verspüren wird, ihm zu Gevatter zu stehen. — Die Kommunalisirung der Gaswerke, Elektrizitätswerke und Strassenbahnen ist in den grösseren Städten schon durchgeführt oder doch beschlossen und stösst nirgends auf erhebliche Schwierigkeiten.

Was den Arbeiterschutz im engern Sinne anlangt, so ist es namentlich die Revision des Fabrikgesetzes, welche die Arbeiterschaft beschäftigt. Ihre wichtigsten Forderungen gehen dahin, dass das Fabrikgesetz zu

einem eigentlichen Werkstättegesetz ausgedehnt, und dass der 11stündige Maximalarbeitstag durch den 10stündigen ersetzt werde. Fernere Postulate sind: Freigabe des Samstagnachmittages, zumal für verheirathete Arbeiterinnen, Beseitigung der Bussenkompetenz der Unternehmer, Festsetzung einer obligatorischen Zahltags- und Kündigungsfrist von 14 Tagen; gewissenhafterer Vollzug des Fabrikgesetzes. Zu einer Revision des letzteren drängen nun auch die Gewerbetreibenden, die Alles aufwenden werden, um eine Ausdehnung und Verschärfung des Arbeiterschutzes zu verhindern. Zu wessen Gunsten die Revisionen schliesslich ausfallen wird, ist unter diesen Umständen schwer zu sagen. Das Projekt der Errichtung „obligatorischer Berufsgenossenschaften“, d. h. der Organisation der Arbeiter und Unternehmer zu korporativen Verbänden mit dem Recht, für alle Berufsangehörigen verbindliche Beschlüsse zu fassen, ist in der letzten Zeit etwas in den Hintergrund getreten. So geläufig den schweizerischen Arbeitern und Unternehmern das Wort Berufsgenossenschaft geworden ist, so nebelhaft ist die Vorstellung, welche damit verbunden wird. Allein man wird einmal mit dem Rezept, von dem man sich die seltsamsten Heilwirkungen verspricht, einen Versuch machen müssen, um zu verstehen, wie utopisch die Erwartung ist, dass derartige Verbände durch das Mittel von Vereinsbeschlüssen den Konflikt zwischen Unternehmer und Lohnarbeiter, zwischen Produzent und Konsument, zu lösen im Stande seien.

Die eidgenössische Arbeiterschutzgesetzgebung findet eine wichtige Ergänzung in den sozialpolitischen Versuchen der Kantone, deren Souveränität soweit reicht, als sie durch die Gesetzgebungshoheit des Bundes nicht ausdrücklich eingeschränkt ist. Da die letztere aber bei Weitem nicht soweit reicht, als etwa die Gesetzgebungshoheit des deutschen Reiches gegenüber den Bundesstaaten, so findet die sozialdemokratische Partei auf dem Gebiet der kantonalen und kommunalen Politik immer noch ihr grösstes und ergiebigstes Arbeitsfeld. Zunächst wird sie sehr stark in Anspruch genommen durch die periodisch wiederkehrenden Wahlen der gesetzgebenden Behörden, der kantonalen und städtischen Verwaltungsbehörden, der Richter und Lehrer, sowie durch die ziemlich zahlreichen Volksabstimmungen. Die Forderungen, mit denen sie in der kantonalen Politik aufgetreten ist, beziehen sich — um hier nur das Wichtigste anzuführen — auf den Erlass von Gesetzen zum Schutz der Arbeiterinnen und der Lehrlinge, auf gewerbliche Schiedsgerichte, Unentgeltlichkeit der Lehrmittel, unentgeltliche Beerdigung, Verbilligung der Rechtspflege, Einführung der Erbschaftssteuer beziehungsweise Erhöhung ihrer Ansätze. Zur Verhütung von Steuerdefraudationen wird die amtliche Inventarisierung im Todesfalle und die Publikation der Steuerregister verlangt. Ueber die in Basel, Bern, Zürich und St. Gallen angestellten Versuche, die obligatorische Arbeitslosenversicherung einzuführen, ist in der letzten Zeit so viel geschrieben worden, dass ich auf eine Darlegung des Standes der ganzen Angelegenheit verzichten darf. Recht ansehnliche Erfolge hat die Arbeiterschaft erzielt, seit sie sich ebenso eifrig, wie mit den gesetzgeberischen Fragen, mit der Kommunalverwaltung beschäftigt. Sie legt Werth darauf in den städtischen Behörden, Aufsichtskommissionen, Schulpflegen u. s. w. vertreten zu sein, und findet überall Gelegenheit, nicht nur im öffentlichen

Interesse, sondern im besonderen Interesse der besitzlosen Klassen thätig zu sein. Zu ihren wichtigeren Forderungen, mit denen sie theilweise durchgedrungen ist, gehören: Minimallohn der städtischen Arbeiter und Regelung ihrer Arbeitsverhältnisse; Vermehrung des städtischen Grundbesitzes und Herstellung billiger Wohnungen; Sorge für die noch nicht schulpflichtige Jugend und für unterstützungsbedürftige Schulkinder; Errichtung von städtischen Arbeitsnachweisen und Unterstützung der Arbeitersekretariate. Dass sie neben dieser organisatorischen Arbeit ein gut Theil ihrer Kraft darauf verwenden muss, polizeiliche Uebergriffe und Maassregelungen abzuwenden, versteht sich, auch in der bürgerlichen Demokratie, von selbst.

Das Gebiet der Agrarpolitik hat die schweizerische Sozialdemokratie kaum anzubauen versucht. Die Beziehungen zwischen Industriearbeiter und Bauer sind im Allgemeinen gespannte. Während Jener sich der weitgehendsten Unterstützung der nothleidenden Landwirthschaft nie widersetzt, hat die landwirthschaftliche Bevölkerung für die Bedürfnisse der Lohnarbeiterschaft immer nur ein sehr dürftiges Verständniss bewiesen. Die bäuerliche Presse kennt nur eine Erwägung, mit deren Hilfe es ihr allerdings leicht wird, auch zu den schwierigsten Fragen Stellung zu nehmen. Jetzt — so argumentirt sie — leidet der Bauer schwer unter der Entvölkerung des flachen Landes. Je besser es aber dem Industriearbeiter geht, desto lebhafter ist der Abfluss der Arbeitskräfte in die Stadt. Unser Interesse gebietet uns deshalb, uns jeder Ausdehnung des Arbeiterschutzes zu widersetzen, weil sonst der ländliche Arbeitsmangel immer empfindlicher wird und die Arbeitslöhne noch mehr in die Höhe getrieben werden.

Noch ein Wort über das Verhältniss der Sozialdemokratie zur gewerkschaftlichen Bewegung und zum Genossenschaftswesen.

Der schweizerische Gewerkschaftsbund bekennt sich in seinen Statuten ausdrücklich zur Sozialdemokratie. Aehnliche Bestimmungen befinden sich in den Statuten zahlreicher einzelner Fachvereine, die zu ihren Aufgaben die Förderung der sozialdemokratischen Bewegung rechnen. Seit einiger Zeit wird nun die Frage diskutirt, ob es nicht der eigentlichen Bedeutung der Gewerkschaften entspreche und ihrer Ausdehnung förderlich sei, wenn sie sich politisch neutral verhalten, die politische Thätigkeit und die sozialistische Agitation vollständig den politischen Organen überlassen und sich ausschliesslich auf die Wahrung der beruflichen Interessen beschränken wollten. Der Arbeitertag des Schweizerischen Arbeiterbundes, der am 3. April dieses Jahres in Luzern tagte, hat sich fast einstimmig zu dieser Anschauung bekannt. In der mit grosser Mehrheit angenommenen Resolution heisst es unter Anderem, „dass eine einheitliche gewerkschaftliche Organisation der grossen Mehrheit der Arbeiter nur auf dem neutralen Boden der wirthschaftlichen Interessen der Arbeiterklasse unter Ausschluss parteipolitischer oder religiöser Stellungnahme erzielt werden könne.“ Der Gewerkschaftsbund wird dazu auf seinem nächstjährigen Kongress Stellung nehmen. Ob die Hoffnung auf eine Erstarkung und Erweiterung der gewerkschaftlichen Organisation in Erfüllung gehen, und welchen Einfluss diese Wendung auf den Stand der sozialistischen Bewegung ausüben wird, mag die Zukunft lehren.

Das Genossenschaftswesen hat in den letzten 10 Jahren in der Schweiz einen starken Aufschwung genommen. Daran ist aber die sozialdemokratische Partei als solche nicht beteiligt. Sie steht der genossenschaftlichen Bewegung durchaus freundlich gegenüber und vermied jetzt allen Doktrinarismus, wenn sie sich damit beschäftigte. Die lokalen Arbeiterorganisationen betrachten die Sache von einem rein praktischen Standpunkte aus. Wo es angeht, suchen sie die Konsumgenossenschaften in den Dienst der Arbeiterbewegung zu stellen und dieser einen Theil ihrer Ersparnisse zuzuwenden. Anderswo betheiligen sich die Genossen an der Verwaltung der Konsumvereine, auch wenn sie sich für die Sozialdemokratie keine direkten Vortheile versprechen. Im Ganzen geht die Meinung wohl dahin, dass das Genossenschaftswesen den Einzelnen noch grosse Erleichterungen verschaffen und der Sozialisirung auf einer Anzahl von Gebieten in hohem Maasse vorarbeiten kann, dass aber auf dem Wege des politischen Kampfes und mit Hilfe der demokratischen Volksrechte jenes Ziel leichter zu erreichen sei. Das hat nun freilich wieder zur Voraussetzung, dass die sozialdemokratische Partei sowohl innerlich wie äusserlich erstarke und Volkstheile in sich aufnehme, die ihr jetzt noch, wenn nicht feindlich, so doch gleichgiltig gegenüberstehen. Dann wird sich die Demokratie als das wirksamste Mittel zur Verwirklichung des sozialistischen Programms bewähren, unter deren Schutz die genossenschaftliche und gewerkschaftliche Bewegung erst recht gedeihen und ihre Bestimmung — wie weit dieselbe immer reichen mag — wird erfüllen können.

## Versuch einer sozialen Mechanik.

Von  
Leon Winiarski.  
(Genf.)

[Fortsetzung.]

### II. Die Umwandlungen der sozialen Energie.

Wie wir aus dem Vorhergehenden ersehen haben, besteht ein soziales System in einer gewissen Summe von Individuen, welche in Beziehungen von Aktion und Reaktion zu einander stehen. Jedes Individuum besitzt eine gewisse biologische Energie, das heisst, eine gewisse Fähigkeit, geistige oder Muskelarbeit auszuführen. Unsere Gefühle, unsere Gedanken sind ebenfalls Formen von Nervenbewegungen. Die biologische Energie kann, als kosmische Energie, zwei Formen haben: kinetische und potentielle. Die erstere besteht in der Bewegung, die zweite in der Anspannung oder in der Lage. Jede dieser Formen geht ohne Gewinn oder Verlust an Energie in die andere über, was ganz natürlich ist: denn jedes konservative System — und das sind fast alle Systeme — ist bestrebt, in seinen Urzustand zurückzugelangen, sofern man es irgend welcher Bearbeitung unterwirft und irgend welche Veränderung daran hervorruft. Es strebt dann, die ganze Summe von Energie in Thätigkeit zu setzen, die man derart darauf verwendet hat und die Veränderung verschwinden zu machen. Aber diese Tendenz, in den Urzustand zurückzukehren, trifft auf Hindernisse; sie bleibt im Zustande der Anspannung, entweder der potentiellen Energie, welche gleich ist der Summe von Arbeit, oder der darauf verwandten kinetischen Energie, welche sich dann wieder befreit, sobald das Hinderniss beseitigt ist.<sup>11)</sup> Das wohlbekannt-

11) Thomson und Tait: Natural-Philosophy.



Beispiel von der zusammengedrückten Sprungfeder, die wieder in ihre eigentliche Lage zurückkehrt, wenn das Hinderniss beseitigt ist, illustriert dies alles in sehr deutlicher Weise.

Ebenso verhält es sich mit der biologischen Energie: ein bestimmter Theil davon ist immer niedergehalten durch die im sozialen System (und auch im natürlichen Milieu) sich bietenden Hindernisse; er befindet sich also im Zustande der Anspannung, die von seiner Lage abhängt: das sind die Triebe, soweit sie weder durch das Innenleben (das heisst, durch die nicht wahrnehmbare Nerven- und Muskelbewegung) noch durch die äussere Muskelbewegung (das heisst durch die Aktion) hervortreten. Zu diesem Zustande gehören alle unsere Triebe, insbesondere diejenigen des Egoismus und des Altruismus<sup>12)</sup>, die durch die Anspannung auf das Maximum der Lust gerichtet sind. Wenn die inneren oder äusseren Hemmnisse des sozialen Systems weichen, dann äussern sich diese Anspannungen in den Nervenbewegungen des Innenlebens und in den Muskel- und Nervenbewegungen des Handelns. Das sind die kinetischen Formen der biologischen Energie.

Sie bringen die Gefühle, die Handlungen und die Gedanken hervor. Wenn diese Gefühle, Gedanken und Handlungen sich bei einer gewissen Anzahl von Individuen in gleichmässiger Weise wiederholen, dann bilden sie eine organisirte Funktion, d. h. eine soziale Form.

Die Gesellschaft ist eine Gesamtheit von organisirten Funktionen, nicht aber von funktionirenden Organen. Deshalb ist sie ein Mechanismus und nicht ein Organismus. Alle beide Formen der biologischen Energie, die potentielle und die kinetische, bilden die soziale Energie. Diese letztere empfängt noch fortwährend einen Theil der Energie des äusseren Milieus, aber sie muss eine dieser Formen der biologischen Energie annehmen; wir werden uns später hiermit beschäftigen. Indem wir diese letztere Frage vorläufig offen lassen, wollen wir sehen, welches die Umwandlungen der biologischen Energie in einem geschlossenen sozialen Ganzen sind. Wir wissen, dass dieses oder jenes Détail unserer Forschung durch

<sup>12)</sup> Es ist natürlich unmöglich, die genaue Grenze zu bezeichnen, welche die Erscheinungen der potentiellen biologischen Energie von denjenigen der kinetischen trennt. Der ersteren gehören alle Triebe an, soweit sie durch keine Bewegung sich äussern und nur in der Anspannung bestehen. Wenn sie sich durch Erscheinungen des Innenlebens und des Handelns äussern, dann gehören sie in das Gebiet der kinetischen Energie. Andererseits können — wie wir in diesem Kapitel zeigen werden — die beiden einzigen elementaren Triebe, die der Liebe und des Hungers, ebenfalls zum Theil bewusst, zum Theil unbewusst sein. Dasselbe kann von den Trieben des Egoismus und Altruismus gesagt werden, die auch zum Theil Erscheinungen potentieller Energie, zum Theil Erscheinungen kinetischer Energie zeigen. Es ist möglich, dass die Wissenschaft eines Tages die wahren Formen potentieller Energie in den Kräften der molekularen Anziehung und Abstossung findet, in der physischen Welt sowohl als auch in der sozialen Welt. Ueberdies ist es nicht unmöglich, die Erscheinungen von latenter Sympathie und Antipathie, die sich im Zustande der Anspannung befinden, hypothetisch als Formen der molekularen Anziehung und Abstossung zu betrachten, indem man das Individuum als Molekül des sozialen Ganzen ansieht. Wir würden dann eine vollkommene Analogie mit der Hypothese der Physiker haben, die in der molekularen Anziehung und Abstossung die wesentlichen Formen der potentiellen Energie sehen, wovon man alle Formen kinetischer Energie (Wärme, Elektrizität u. s. w.) ableitet. „Ein Körper besitzt in seinem Naturzustande eine totale Energie, welche die Summe von kinetischer Energie der thermischen Bewegung und der potentiellen Energie der inneren Kräfte molekulare und atomischer Anziehung und Abstossung ist.“ Siehe Grande Encyclopédie, Artikel Energie.

Der Altruismus und der Egoismus sind Formen der biologischen Anziehung und Abstossung; Hunger und Liebe sind Formen des Egoismus und des Altruismus. Indessen besteht hier kein kausaler Zusammenhang, vielmehr handelt es sich um die Umwandlung der Kräfte: daher kann der Hunger die Quelle des Egoismus werden, wie er eine seiner Aeusserungen ist; ebenso kann die Liebe zur Quelle des Altruismus werden, obwohl sie eine seiner Aeusserungen ist.

anderweitige Analyse der Thatsachen verändert werden kann. Aber daran ist vorläufig wenig gelegen. Wir wollen hier nur eine Anleitung geben für eine Methode des Studiums und der Beweisführung in den Ausdrücken der Mechanik in der Soziologie.

Die biologische Energie wird charakterisirt, wie wir gesehen haben, durch die beiden fundamentalen Eigenschaften der Abstossung und Anziehung zwischen den Individuen. Die primitiven und elementaren Aeusserungen der biologischen Anziehung und Abstossung nun, das sind die Triebe des Hungers und der Liebe, die beiden Fundamentalkräfte, welche in der lebenden Welt herrschen: sie sind die Hauptquelle aller psychischen und sozialen Erscheinungen. Sie nehmen nur eine Richtung: die Aufsuchung des Maximums der Lust. Von diesen beiden Kräften hat übrigens der Hunger eine viel grössere und allgemeinere Bedeutung. Sich der Nahrung bemächtigen, sie assimiliren, sie verdauen — das ist die Erscheinung, die dem Leben als Basis dient. Das Wachstum und die Vermehrung sind nur die Fortsetzung des Verdauungsprozesses. Nehmen wir die Amöbe, eins der niederen Lebewesen. In dem Maasse, wie sie immer mehr Nahrung assimilirt, wächst ihr Körper, aber nur bis zu gewissen Grenzen. Wenn sie bestimmte Dimensionen erreicht hat, theilt sich die Amöbe in zwei Theile. Die Vermehrung ist also nur eine Folge der Verdauung. Die höheren organischen Wesen vermehren sich mittels Befruchtung. Aber selbst in diesem Falle beginnt die Zeugung erst, wenn die Eltern-Individuen ihre volle Entwicklung erreicht haben, das heisst, wenn sie nicht mehr durch Nahrungsassimilirung wachsen können.

Sich der Nahrung bemächtigen und sie assimiliren, das ist ein rein egoistischer Prozess, welcher das Individuum in feindselige Beziehungen zur Aussenwelt setzt. Das ist das Gebiet des Hasses und des Kampfes ums Dasein. Die Vermehrung dagegen ist die Quelle ganz anders gearteter Gefühle, nämlich der Gefühle der Sympathie, welche übrigens nur erweiterter Egoismus ist, wie die Zeugung nur die Erweiterung der Verdauung ist<sup>13)</sup>. Das Kind ist nur ein Theil der Eltern und trennt sich von ihnen, wenn sie die äussere Grenze ihres Wachstums erreichen. Indem sie die Kinder lieben, lieben die Eltern sich selbst. Es ist daher nicht befremdend, dass sie sie beschützen und sich bemühen, sie mittels der Erziehung sich selbst ähnlich zu machen. Die Gefühle der Sympathie hatten also als erste Ursache die Bande des Blutes, sie haben sich später mit der Zeit auch auf fremde Personen erstreckt.

Die Amöbe theilt sich in zwei Theile, jeder dieser letzteren in zwei weitere und so fort in infinitum. Die Zellen haben eine natürliche Tendenz, sich zu vereinigen, denn auf diese Weise können sie leichter ihren Kampf gegen die Aussenwelt führen, ihren Kampf um die Nahrung.

Im Schoosse der Vereinigung herrscht die auf Blutsbande gegründete Sympathie; aber der Aussenwelt gegenüber dominirt der auf den Hunger gestützte Hass. Dasselbe ist der Fall bei den höher organisirten Wesen. Die biologische Vereinigung der Mutter mit dem Kinde wird länger: sie dauert mehrere Monate; dann erscheint die Fürsorge der Eltern, besonders der Mutter, gegen die Kinder, der Einfluss der Erziehung auf die jüngeren Generationen etc. Das biologische Band komplizirt sich und befestigt sich durch soziologische Bande. Aber diese sind nur die Verlängerung und die Entwicklung von

<sup>13)</sup> Wie die Vermehrung in der Verdauung mit inbegriffen ist, so ist auch der Altruismus als konstanter Theil im Egoismus inbegriffen — und daher kommt es, dass das soziale Gleichgewicht mit einem Schlage ein Maximum von ökonomischem und moralischem Vortheil verwirklicht: es ist unmöglich, diese beiden Dinge zu trennen, indem man das eine zur Basis des Maximums von Vortheil, das andere zu derjenigen des Maximums von Gerechtigkeit macht, wie das manche Autoren thun. Daher kann man sagen, dass der Egoismus und der Altruismus nur eine einzige Richtung einschlagen: diejenige zur Aufsuchung des Maximums der Lust.

genera. Die Fürsorge für die Kinder, ihr Unterhalt, ihre Erziehung sind nur Sorgen, welche die Eltern für sich selbst haben, aber sozusagen verlängert durch die Zeugung. Die neue Generation erwirbt die Eigenschaften der alten noch auf einen anderen Weg als dem der Ererblichkeit. Der Abkömmling befindet sich in Lebens- und Milieu-Bedingungen, die denen der Vorfahren analog sind. Deshalb kann man seit Langem geschaffene Gewohnheiten von Generation auf Generation übergehen sehen. Diese Thatsache bildet den Ursprung der Tradition in der Reihe der Generationen. Andererseits besteht in der gemeinsamen Erziehung der Jugend und in ihren Spielen der Ursprung der Solidarität zwischen den Mitgliedern derselben Generation. Es ist dennoch leicht zu bemerken, dass alle diese sozialen Gefühle die Folge der Zeugung sind: Die Vereinigung sowohl zwischen Eltern und Kindern als auch zwischen Geschwistern kann als eine Vereinigung zwischen den Gliedern desselben Körpers betrachtet werden und diese Vereinigung kann nie gewisse Grenzen übersteigen. Darum theilt sich die Gesellschaft selbst in Gruppen, aber die Anhänglichkeit zwischen diesen letzteren besteht weiter. Dies sind die einfachsten Kundgebungen des Zeugungstriebes, der Liebe. Die Kundgebungen des Hungers sind: der Hass, die Grausamkeit, die im Ursprung keine Grenze kennt und Alles verschlingt, was lebt, was schwach ist oder was sich ausserhalb des Schutzes der sozialen Vereinigung befindet. Wir wollen jetzt sehen, wie diese beiden thierischen Bedürfnisse, der Hunger und die Liebe, indem sie sich mehr und mehr verfeinerten, sehr komplizirte psychische und soziale Phänomene hervorgebracht haben.

Beginnen wir mit dem Hunger. Er ist augenscheinlich die Quelle aller brutal egoistischen Bedürfnisse: der Habsucht, des Neides, der Gefrässigkeit u. s. w. Diese primitive Gefrässigkeit hat sich ursprünglich in der Vertilgung feindlicher Thiere und Menschen als Nahrung ausgedrückt, in der Menschenfresserei. Damals übte der Hunger alle seine Konsequenzen aus, ohne Hindernisse zu finden.

Wenn der Urmensch, in dem Wunsche, seinen Hunger zu stillen, einem Feinde begegnete, der zu stark war, um sich fressen zu lassen, aber nicht mächtig genug, um den Angreifer zu verschlingen, dann hatte der Letztere wenigstens den Wunsch, ihn zu beherrschen. Die primitive Beziehung, die zwischen Gliedern verschiedener Stämme bestehen konnte, musste eine Beziehung vom Verschlinger zum Verschlungenen sein. Nun hat dieser in seinem Sprunge aufgehaltene und gehemmte Appetit in dem Wunsche, zu herrschen, Ausdruck gefunden. Die Herrschaft des Menschen über den Menschen — oder der Gruppe über die Gruppe — bestimmte also einfach, dass der eine der Gegner, da er den andern nicht nach seinem Belieben verschlingen konnte, sich damit begnügen musste, ihn auf speziellere Art auszubeuten, indem er ihn seiner Macht unterwarf. Der Schwächere nahm die Ausbeutung und die Unterwerfung an, weil er nicht anders konnte; indessen würde er sich dagegen auflehnen, wenn man ihn fressen wollte. Die primitive Macht ist also ein Gleichgewicht zwischen zwei Hungern, zwei Kräften. Wir sehen hierin die historische Herkunft der Macht: Die Urvölker frassen ursprünglich die Gefangenen; aber später fand sich der Gefrässigkeitstrieb gehemmt und verwandelte sich in ein Bedürfniss nach Herrschaft: man machte also die Gefangenen zu Sklaven.

Der Wunsch, zu herrschen, wie er im Schoosse einer zusammengesetzten Gruppe mit sehr verschiedenen Interessen sich zeigte, hat die Form eines andern Gefühls angenommen: des Neides. Der Neid ist der Wunsch, das begehrte Objekt, das andere besitzen, zu verschlingen oder wenigstens in seiner Gewalt zu haben. Der wohlorganisirte Neid, das ist die Gerechtigkeit. Es ist ein Gleichgewicht einer gewissen Anzahl von Egoisten, die mächtig genug sind, um einander zu respektiren und zu dulden, anstatt sich gegenseitig aufzufressen.

Auf diese Art ist die Gerechtigkeit, das Recht ein Gleichgewicht von mehr oder weniger ausgeglichenen Egoisten, es wirkt inmitten der Glieder einer gegebenen sozialen Klasse, während die Macht ein anderes Gleichgewicht ist, welches zwischen noch nicht ausgeglichenen Egoisten entsteht, zum Beispiel, wenn es in zwei Klassen wirkt, die sich auch durch die Grösse ihrer Besitzthümer oder die biologische Kraft unterscheiden.

So sehen wir, dass die ökonomischen, politischen und juridischen Bedürfnisse ihre Basis in dem Egoismus haben, der ursprünglich in den brutalsten individuellen Begierden bestand. Die ganze Psychologie der Individuen und alle bezüglichen Institutionen der Gesellschaften rühren von diesem Stamme her, wie die Aeste einer Eiche. Der Egoismus und der Hunger der Individuen wie der sozialen Gruppen spielen eine Hauptrolle in der Erklärung aller bezüglichen psychischen und soziologischen Phänomene.

Wir wollen jetzt sehen, welches die Bedürfnisse und die Gefühle sind, die von der Liebe, vom Zeugungstribe herrühren. Das sind zunächst — wie wir gesehen haben — die Elternliebe, die Fürsorge der Eltern für die Kinder, die Unterhaltung und Erziehung der Letzteren. Dieses Gefühl ist eine der Hauptquellen aller sozialen und moralischen Zuneigung. Die Familie ist ihr wahrer Ursprung. Die Liebe der Eltern oder vielmehr der Mutter für die Kinder ist das oberste ursprüngliche nicht egoistische Gefühl, das die Natur kennt. Indem dieses Gefühl sich auf Personen ausserhalb der Familie erstreckte und sich mehr und mehr verfeinerte, hat es zum grossen Theil den Anlass zur Moralität und zur Solidarität gegeben. Wir wollen nicht sagen, dass das Gefühl der Solidarität, des Altruismus nicht noch andere Quellen hätte als das sexuelle Bedürfniss, aber dies ist seine ursprüngliche Quelle. Mandsley betrachtet den sexuellen Reiz als die Basis der Entwicklung der sozialen Gefühle. Wenn man dem Menschen den Zeugungstrieb nähme, sagt er, und Alles, was intellektuell daraus resultirt, so würde man aus seinem Leben alle Poesie und vielleicht jede moralische Idee herausreissen. Krafft-Ebing betrachtet diesen Reiz als den mächtigsten Inspirator altruistischer Gefühle, welche sich zunächst gegenüber einer Person des andern Geschlechts, dann gegenüber den Kindern kundgeben und sich schliesslich auf die ganze menschliche Gesellschaft erstrecken.<sup>14)</sup> Lippert betrachtet die Familie als die Urquelle aller sozialen Fürsorge für das Individuum.<sup>15)</sup>

Und aus derselben Quelle stammt fast die ganze Aesthetik: Die Schönheit in der Pflanzen- und Thierwelt ist ein Produkt der geschlechtlichen Auslese, zum Beispiel die lebhaften Farben der Blumen, die Mähnen der Thiere, das auffallende Gefieder der Vögel und der äussere Schmuck des Menschen. Um die Weibchen anzuziehen, führen die Vögel oft sehr komplizirte Konzerte auf.<sup>16)</sup> Da die Moralität ebenfalls aus derselben Quelle stammt, nimmt die Aesthetik mit der Zeit eine unabhängige Richtung. Die Vögel singen, um zu singen, und rivalisiren oft in Tourniren. Der Tanz ist ebenfalls bekannt bei den Vögeln. Er rührt aus derselben Quelle her. Endlich sind die sehr komplizirten Bauwerke zu erwähnen, die gewisse amerikanische Vögel für ihre Liebesfeste errichten. Alle diese Phänomene bilden die Urquellen der Aesthetik, welche in idealen Vorstellungen besteht, die auf künstlerische Art ausgeführt werden. Ebenso ist es bei der Menschheit: die Hauptquelle der Schönheit ist die geschlechtliche Zuchtwahl, die Auswahl der schönsten Thiertypen. Durch die Schönheit erlangen sie die Möglichkeit, sich zu vermehren. Und da der Geist sich nach den Vorgängen des Körpers und den Bedingungen der Aussenwelt bildet, so muss der Feinheit des Körpers und seiner Bewegungen die Feinheit des Geistes, die innere Schönheit entsprechen. Diese beiden Arten von Schönheit sind in den reinen Rassen bei-

<sup>14)</sup> Krafft-Ebing: Psychopathia sexualis.

<sup>15)</sup> Lippert: Kulturgeschichte.

<sup>16)</sup> Letourneau: Evolution littéraire.

sammen, wie es uns der Ausdruck *καλὸς ἄγαθός* zeigt. Nur die regellose Kreuzung in der Menschheit hat sie entzweit. Wie dem auch sei, diese rein biologische Urquelle der Schönheit bildet sich unter dem sozialen Drucke in schöne Gedanken, schöne Werke um, in Poesie und Kunst.

Endlich stammt aus derselben biologischen Quelle, nämlich dem Geschlechtstrieb, der religiöse Mystizismus. Kraft-Ebing analysirt ihren Zusammenhang in vorzüglicher Weise: „Diese beiden Extasen können, wenn sie einen hohen Grad überschritten haben, in einander übergeben. Diese beiden Seelenzustände können auch in eine Neigung zur aktiven oder passiven Grausamkeit degeneriren . . .“

Die Geschlechtsreife erweckt den glühenden Wunsch, die neuen Seelenzustände auszudrücken, zu objektiviren. Neben der Poesie erscheint der religiöse Mystizismus. Diese mystischen Extasen sind in diesem Alter besonders häufig. Die Verwandtschaft des Mystizismus mit dem sexuellen Bedürfniss wird auch durch andere Thatsachen stark gestützt. Die Frömmigkeit der Frauen beginnt gewöhnlich oder wächst im kritischen Alter; die Erotomanie entartet oft in Mystizismus: man denke nur an die Sage von Don Juan, der, erst ein Wüstling, später Mönch wird. Der Mystizismus hält gleichen Schritt mit der Sinnlichkeit, und nicht nur im Kultus des Orients, sondern auch in der Poesie, zum Beispiel bei den Romantikern und den Décadents oder in der Wagnerschen Musik.

Da diesen beiden Seelenzuständen — der Liebe und dem Mystizismus — das Unendliche verbündet ist, so folgt daraus, wie Kraft-Ebing sagt, dass diese beiden Gefühle sich mit unwiderstehlicher Macht entwickeln . . . Die Hoffnung auf ein unbegreifliches Glück sowie das Bedürfniss einer unbegrenzten Unterordnung spielen (in ihnen) eine gleich wichtige Rolle. Die Schönheit muss neben allen den anderen Formen des Idealismus der Moral, der Religion betrachtet werden; und alle sind in ihren physiologischen Vorgängen besonders abhängig von der Zeugungskraft.

Die Ordnung, in welcher die Zeugungskraft sich in ihre idealen Folgeerscheinungen umgebildet hat, war vermuthlich folgende: Moral, Aesthetik, Religion. Es ist sehr wohl möglich, dass die grosse Solidarität und die Intensität der altruistischen Zuneigung bei den Ameisen und Bienen nur ein Produkt der geschlechtlichen Atrophie (der Geschlechtslosigkeit) eines grossen Theils von ihnen ist. Die Familiengefühle sind eine partielle Bethätigung desselben Bedürfnisses. In dem Maasse, als die Verbote der geschlechtlichen Beziehungen sich verbreiteten, alle Spuren des primitiven Zusammenlebens verwischend und immer grössere Gruppen umfassend, in dem Maasse haben die unterdrückten geschlechtlichen Triebe sich in Elternliebe, Geschwisterliebe und Verwandtschaftsgefühle fernerer Grades umgeformt. So hat sich schliesslich das ganze System der familiären und moralischen Zuneigung gebildet. Das moralische Gefühl war vermuthlich der erste und wichtigste Kanal, durch welchen die Zeugungskräfte der Menschheit — Kräfte, die einst mächtig und entfesselt waren — einen Ausweg fanden. Aber die Lava eines Vulkans findet ausser dem Hauptausgang auch noch Nebenausgänge. Ebenso hier: Die entfesselten, kanalisirten Kräfte suchten einen Ausweg in der Aesthetik und endlich im Mystizismus. Etwas sehr Charakteristisches: de Mortillet hat die ersten Spuren ästhetischer und religiöser Kultur der Urmenschheit erst ziemlich spät gefunden. Und man muss zugeben, dass diese Thatsachen noch umstritten sind. Es ist möglich, dass die Wissenschaft eines Tages die Gleichzeitigkeit zwischen dem Fortschritt der primitiven Künste, der Religion und der Entwicklung der Verbote geschlechtlicher Beziehungen findet. Inzwischen sind wir noch in dieser Beziehung auf dem Gebiete der Hypothesen, aber man kann vermuthen, dass der Mystizismus das spätere Phänomen ist: wir begegnen ihm ausschliesslich bei der Menschheit, er existirt absolut nicht bei den anderen Thierarten, oder mindestens existirt er dort nur

im sehr problematischen Embryozustande. Im Gegentheil findet sich in der ganzen Natur das Aesthetische, das Gefühl der Schönheit als Produkt der geschlechtlichen Zuchtwahl, mächtig entwickelt. Deshalb kann man die Moral und die Schönheit als einen heilsamen Ausfluss des Zeugungstriebes betrachten. Bis zu diesem Grade ist der Druck der sozialen Formen eine gute und wünschenswerthe Erscheinung. Im Mystizismus, — besonders wenn er gewisse Grenzen überschreitet — haben wir schon unzweifelhaft pathologische Erscheinungen. Sicher haben wir es hier mit einer Korruption des Geschlechtstriebes zu thun. Krafft-Ebing und Tarnowsky betrachten ihn als „klinisches Aequivalent“ dieses Triebes. Die Mystiker streben in ihren Träumen gewöhnlich nach der Vereinigung der Seele (des weiblichen Elements) mit Gott (dem männlichen Element). Für den Katholiken ist die Kirche die „Braut“ Christi; das ist dieselbe Kraft aber sehr verhüllt und sehr entartet. Der Kultus der Keuschheit führt die Mystiker auf Umwegen zum Ausgangspunkte und wirft sie der Macht zu Füßen, die sie hatten fliehen wollen.

Im Ganzen stellt sich die Sache so dar: Das nicht befriedigte gehemnte geschlechtliche Bedürfniss bildet sich in eine ganze Reihe von psychischen, häufig krankhaften Erscheinungen um, die man Liebe nennt. Das ist nicht nur bei den Individuen, sondern auch bei ganzen Gesellschaften der Fall. Eine unglückliche Liebe wird bei manchen Individuen zur Zuneigung zu Ihresgleichen: so werden manche Frauen barmherzige Schwestern; bei anderen wird sie zur Poesie — so haben manche Dichter sich erst entdeckt; — bei anderen endlich zu Mystizismus: die Geschichte der Heiligen bestätigt das. Ebenso ist es mit der ganzen Gesellschaft: aus dem Geschlechtstrieb entstehen zum grossen Theil die moralischen, ästhetischen und religiösen Gefühle. Andererseits haben wir gesehen, dass aus dem Hunger die ökonomischen, politischen und juridischen Bedürfnisse herrühren. Schliesslich ist die Intelligenz, die Wissenschaft nichts als die Anpassung des Individuums an alle diese sozialen Formen: je reicher sein biologischer Fonds ist, um so vielseitiger werden seine Anpassungen und um so grösser auch wird sein Vermögen zur Assimilation, zur Analyse und Synthese sein. Die Intelligenz stammt aus demselben biologischen Fonds, wie die anderen Formen des Innenlebens und der Gesellschaft. Und so findet die Umwandlung der potentiellen biologischen Energien in kinetische biologische Energien statt. Wie ein Strahl weissen Lichtes, wenn er durch ein Prisma geht, sich in alle Regenbogenfarben zersetzt, ebenso die biologische Energie — in ihren beiden Hauptformen Hunger und Liebe — sie zersetzt sich unter dem sozialen Drucke in ökonomische, politische, juridische, moralische, ästhetische, religiöse und wissenschaftliche Formen, und jede dieser Erscheinungen erlangt, dank den inneren und äusseren Bedingungen der sozialen Gesamtheit, die ganze Fülle ihrer Entwicklung.

Wie die kosmische Energie nach und nach oder gleichzeitig Erscheinungen der Hitze, des Lichtes, der Elektrizität, des Magnetismus und der chemischen Reaktionen stattfinden lassen kann, so kann die biologische Energie Erscheinungen der Moral, der Aesthetik, der Religion sowie intellektuelle, ökonomische, juridische und politische Erscheinungen auftreten lassen.<sup>17)</sup> Jedes materielle Molekül kann gleichzeitig von allen obengenannten Arten von physischer Energie, welche in einander übergehen, erregt werden, ebenso kann

<sup>17)</sup> Es ist augenscheinlich, dass es keine ökonomische, politische, moralische etc. soziale Energie als Spezialformen von Energie giebt: Das sind alles wissenschaftlich anerkannte Formen der biologischen und kosmischen Energie, d. h. verschiedenartig kombinierte muskulöse, nervöse, thermische, chemische etc. Energie. Wir können die sozialen Energien und ihre physischen Formen noch nicht auf eine Einheit zurückführen, und vorläufig müssen wir uns damit begnügen, ihre psychische Synthese zu erforschen, ihre Kombinationen, die wir unmittelbar wahrnehmen.

jedes Individuum, ein soziales Molekül, zu gleicher Zeit alle die obengenannten Arten von sozialer Energie, die in einander übergehen, zeigen. Wir haben vorher gesehen, dass die moralischen, ästhetischen und religiösen Erscheinungen mit dem geschlechtlichen Anreiz, die ökonomischen, juridischen und politischen jedoch mit dem Hunger innig verbunden sind; natürlich sind diese Umwandlungen dadurch nur skizzirt, nicht etwa genau bestimmt. Erstens: Weil der geschlechtliche Reiz und der Hunger nicht die einzigen Formen von Egoismus und Altruismus sind, obwohl sie die primitivsten und die machtvollsten sind. Dieser Egoismus und Altruismus haben thatsächlich eine viel breitere Basis im Allgemeinen in der biologischen Anziehung und Abstossung: wir wollen also nicht die Moral lediglich aus dem sexuellen Reize ableiten; aus demselben Grunde kommen auch die ökonomischen, juridischen und politischen Vorgänge nicht lediglich vom Hunger her. Zweitens: Die Anziehung und Abstossung gehen niemals getrennt her, weder in der physischen Welt noch in der sozialen; so kann die geschlechtliche Anziehung eine Quelle der Eifersucht, das heisst also der Abstossung sein, der Hunger hingegen kann auch die Menschen um ein gemeinsames Ziel vereinigen (wie die Wölfe, die im Winter Heerden bilden).

Die verschiedenen Formen des Innenlebens, die ihrerseits aus den beiden Quellen hervorgegangen sind, die wir sexuellen Reiz und Hunger nennen, können, wenn sie einmal ausgebildet sind, sich in einander unwandeln, wie das die verschiedenen Formen der kosmischen Energie thun. Daraus ergibt sich, dass die ökonomische Energie in Moral übergehen kann oder umgekehrt, dass die politische Energie zur ästhetischen oder religiösen werden kann und umgekehrt, und dass ebenso die juridische Energie die Aeusserungen aller anderen Energien hervorbringen kann; aber diese Uebergänge und Umwandlungen vollziehen sich nicht mit derselben Leichtigkeit nach allen Richtungen; schliesslich kann man daraus, dass die Umwandlung der sexuellen Energie in moralische, ästhetische und religiöse eine ursprüngliche und wesentliche ist, nicht etwa folgern, dass diese Erscheinungen nicht auch eine andere Herkunft gehabt haben können: sie können sehr wohl von Anpassungen des sozialen Systems an die Bedingungen des äusseren natürlichen und künstlichen Milieus herrühren. Die Vorgänge des Innenlebens und der Gesellschaft hängen nicht nur ab von den Beziehungen der inneren Kräfte des sozialen Ganzen (das heisst der Rassen), sondern auch von den Beziehungen zwischen diesen inneren Kräften und den äusseren des natürlichen und künstlichen Milieus. Wir werden uns mit diesem Punkte im nächsten Kapitel beschäftigen.

Nichtsdestoweniger nehmen wir den Uebergang der potentiellen biologischen Energie (Anziehung und Abstossung, Hunger und Liebe) in kinetische biologische Energie (ökonomische, politische, juridische, moralische, ästhetische, religiöse und intellektuelle) als Grundlage der Umwandlung der sozialen Energie an. Aber man darf nicht vergessen, dass Hunger und Liebe nur zwei verschiedene Formen derselben biologischen Energie sind, dass sie einander durchdringen, und dass ihre kinetischen Formen, obgleich sie gesondert bleiben, und obgleich sie zwei verschiedene Richtungen einschlagen, sich vermischen und in einander überzugehen vermögen.

Wir haben absichtlich das wissenschaftliche Gleichgewicht bis jetzt unerklärt gelassen, denn diese Erklärung verlangt eine neue Reihe von Erwägungen, die wir vorher unmöglich hätten anstellen können. Und besonders: wir haben das soziale System betrachtet als bestehend in einer Anzahl von gleichförmigen und gleichartigen Individuen. In Wirklichkeit enthält jedes soziale Ganze mindestens zwei deutlich verschiedene Rassen, welche in der Intensität ihrer biologischen Energie von einander abweichen. In diesem Falle muss man sie als zwei soziale Systeme betrachten, die in eine gemeinsame und gegenseitige Handlung verwickelt sind. Nun wird die Arbeit der Kräfte, die kinetische Energie des Systems,

gleich sein der Differenz der potentiellen Energieen.<sup>18)</sup> Aber diese kinetischen Energieen, das sind die Formen des Innenlebens und der Gesellschaft, welche aus der Rivalität der Anspannungen der Individuen und der zwischen ihnen bestehenden sozialen Gleichgewichte herrühren. Und diese Rivalität erschöpft ihrerseits die potentielle biologische Energie der Rassen. Wie wir vorher gesehen haben, liegt in der That die Urquelle aller dieser verschiedenen Formen von Innenleben und Gesellschaft, welche der Ausdruck der kinetischen biologischen Energie sind, in den Rassen, d. h. in den potentiellen biologischen Energieen, die darin eingeschlossen sind. Damit die Umwandlung der latenten potentiellen Energieen in aktive Kräfte stattfinden kann, muss zwischen den Rassen, die eine soziale Gesamtheit bilden, ein Unterschied bestehen, mit anderen Worten: die eine muss eine grössere Intensität an potentieller biologischer Energie entwickeln als die andere. Aber ist einmal die Differenz in der Intensität der biologischen Energieen verschwunden, so muss die soziale Evolution Halt machen. So muss jedes abgeschlossene soziale Ganze auf die Unbeweglichkeit hinstreben. Die ganze Differenz seiner potentiellen Energieen geht in kinetische Energie über — aber die Gesamtsumme an Energie bleibt während der Umwandlung unveränderlich: nur die Form ändert sich. Ist die Differenz der potentiellen Energieen erschöpft, so krystallisiren und verknöchern sich die aufgezählten sozialen Formen, und die Intelligenz, die Wissenschaft müssen ebenfalls stillstehen. Denn die Intelligenz besteht nur in der Anpassung eines jeden sozialen Moleküls; eines jeden Individuums an ein, zwei oder mehrere der aufgezählten partiellen Gleichgewichte. Je mehr das Individuum diese Gleichgewichte reflektirt (je mehr es die entsprechenden Bewegungen auszuführen weiss) indem es sie harmonisch anordnet (assimilirt), um so mehr ist es intelligent. Die Intelligenz besteht also in zwei Prozessen. Die Anpassung des Individuums an die partiellen Prozesse, das nennt man Analyse, und dann die harmonische (das heisst in allen partiellen Gleichgewichten angepasste) Vereinigung aller partiellen Bewegungen in ein vollständiges Ganzes, welches das ganze soziale Gleichgewicht reflektirt, das ist die Synthese. Wir fügen noch hinzu, dass die Intelligenz nicht nur in der Anpassung der Bewegungen des Individuums an die Bewegungen der sozialen Gesamtheit besteht, seien diese partielle oder totale; vielmehr muss das Individuum ausserdem auch die Bewegungen der äusseren Kräfte und die komplizirten partiellen und totalen Gleichgewichte der äusseren und inneren Kräfte reflektiren. Alle diese Bewegungen des Individuums, das sind die Formen seines Innenlebens, welche seiner kinetischen Energie entsprechen. Es ist augenscheinlich, dass, je grösser die potentielle biologische Energie des Individuums sein wird (je höher seine Rasse steht), dass es um so zahlreichere Formen von Innenleben wird besitzen können, und dass infolgedessen um so grösser auch seine kinetische Energie sein wird. Daher werden die Individuen einer niedriger stehenden Rasse, die also nur eine geringe Menge von potentieller Energie darstellen, sich nur einer kleinen Anzahl von sozialen und kosmischen Gleichgewichten anpassen können — denjenigen ihres Gewerbes und einigen benachbarten. Dahingegen braucht man, um das ganze soziale und kosmische Gleichgewicht widerzuspiegeln, eine enorme Konzentration von potentieller biologischer Energie, und wir finden diese hauptsächlich in den Menschen von Genie mit ihrer Fähigkeit der Synthese, welche ihnen ermöglicht, diese komplizirten Bewegungen leicht auszuführen.

Aber andererseits besteht die soziale Evolution notwendigerweise in der Zerstörung der höher stehenden Rassen, in der Umwandlung ihrer potentiellen Energie in kinetische Energieen, die sich in das soziale Ganze vertheilen. Die Bewegungen der Individuen, welche die höher stehenden Rassen überleben, werden mehr und mehr partiellen Gleichgewichten

<sup>18)</sup> Clausius: Die Potentialfunktion und das Potential.



angepasst sein, die Synthesen, welche sie zu Stande bringen, werden immer enger und enger werden. Nun ist aber die Wissenschaft, diese systematisirte Intelligenz, ein Gleichgewicht zwischen den Individuen von geringerer Energie, die die partiellen Gleichgewichte der inneren oder äusseren Kräfte des sozialen Ganzen reflektiren, und den mit so grosser potentieller Energie begabten Individuen, dass sie sie in ihrer Gesamtheit widerzuspiegeln vermögen. Zwischen diesen verschiedenen Individuen besteht indessen ein Einklang der Anspannungen, welcher strebt, ein definitives Gleichgewicht herzustellen und dabei ein Maximum wissenschaftlicher sozialer Nützlichkeit hervorzubringen. Aber die Umwandlung aller potentiellen Energien in kinetische der Kenntnisse ist in einem abgeschlossenen System gleichbedeutend mit der Entkräftung des wissenschaftlichen Genies, mit dem Aufhören der weiten Synthesen, der Schöpfung. Wenn das in der Wirklichkeit nicht stattfindet, so kommt es nur daher, dass es in Wirklichkeit kein abgeschlossenes soziales Ganzes giebt.

Dasselbe kann von der künstlerischen, moralischen, religiösen Schöpfung etc. gesagt werden, wo das synthetische Element vorherrscht. Aber ehe ein abgeschlossenes soziales Ganzes dieses definitive wissenschaftliche Gleichgewicht, welches sich ausdrückt in der universellen Bildung und in der Erschöpfung des Genies, erreicht, macht es eine ganze Reihe von Gleichgewichten durch mit Vorwiegen diverser anthropologischer Elemente, und in jedem dieser Gleichgewichte drückt sich die wissenschaftliche Methode jeder Epoche aus. Ueberdies darf man nicht vergessen, dass das wissenschaftliche Gleichgewicht innig verbunden ist mit allen den anderen sozialen Gleichgewichten, und überall haben wir dasselbe Resultat, die Umwandlung der potentiellen in kinetische, psychische und soziale biologische Energien. Da die soziale Evolution nur eine Entfaltung der latenten biologischen Kräfte in offenkundige psychische und soziale ist, so bieten diese letzteren in ihrer Entfaltung nur, was die ersten im Keim enthielten. Das Genie kann eine psychische und soziale Synthese nur machen, weil sein Gehirn eine biologische Synthese der im sozialen Ganzen enthaltenen Rassen darstellt. In dem Maasse, als die potentielle Energie der höheren Rasse sich in ihre Bestandtheile auflöst und sich in kinetische Energie umwandelt, deren sich die soziale Gesamtheit durch Nachahmung, d. h. Undulation, bemächtigt,<sup>19)</sup> in demselben Maasse zersetzen sich seine körperliche Eigenschaften durch die Kreuzung.

Es giebt in der Gesellschaft keine Wunder, wie es auch sonst nirgends welche giebt. Man kann höher stehende Rassen bekommen, d. h. solche, die eine grössere Konzentration von potentieller biologischer Energie darstellen, oder aber man kann diese potentielle Energie sich umwandeln sehen in kinetische, psychische und soziale Formen, welche sich dann auf die ganze soziale Gesamtheit übertragen. Diese Umwandlung findet statt bis zur Erschöpfung des ganzen Unterschiedes an Intensität der potentiellen Energie. Aber das kommt in einem sozialen System der Auslöschung der höher stehenden Rassen und der Menschen von Genie gleich. (Diese Umwandlung der biologischen Energien in soziale Formen vollzieht sich durch den Kampf der Rassen,<sup>20)</sup> welcher in derselben sozialen Gruppe die Form des Klassenkampfes annimmt. Diese Erscheinung, eine derjenigen, die durch die Sozialwissenschaft am besten bewiesen sind,<sup>21)</sup> findet also ihre wissenschaftliche Erklärung, ihre Ursache in den Differenzen der potentiellen oder kinetischen biologischen

<sup>19)</sup> Die Theorie von Tarde über die Nachahmung ist also, weit entfernt alle sozialen Erscheinungen zu erklären, wie wir sehen, nur auf ein sehr beschränktes Gebiet der sozialen Umwandlungen anwendbar.

<sup>20)</sup> Hier kommt die Theorie vom Kampfe der Rassen von Gumpłowicz in Betracht. Weit entfernt den gesammten sozialen Prozess zu erschöpfen, bildet sie nur einen Theil davon. Hierher gehört auch die Marx'sche Klassenkampftheorie.

<sup>21)</sup> A. Loria: Les bases économiques de la constitution sociale.

Energie verschiedener Gesellschaften oder verschiedener Klassen derselben Gesellschaft. Die Ueberreste der so umgewandelten Rassen stellen gewöhnlich anthropologische Trümmer und Werthlosigkeiten dar und geben sich zu erkennen durch die Degeneration. Die Trümmer der umgewandelten Rassen sind Narren und Verbrecher, die man aus der Gesellschaft herauswirft. Der Kampf der Rassen und Klassen — um den sozialen Mitgenuss — bildet gerade den Hauptumwandlungsmodus ihrer biologischen Energien in psychische und soziale. Diese Umwandlung geschieht ebenfalls ganz einfach durch den sozialen Druck: so verwandelt sich durch das Verbot des Zusammenlebens oder der Polygamie die Zeugungskraft in Moral, in Aesthetik und in Religion; so verwandelt man sie andererseits durch den Druck auf die biologische Energie im Allgemeinen, welcher man keine den Begierden (Hunger und Liebe) adäquate Befriedigung mehr gestattet, in ökonomische, politische und juridische Erscheinungen etc. In jedem Falle bringt das Gleichgewicht zwischen den Egoismen der Rassen und der Klassen einer Gruppe alle sozialen Erscheinungen hervor, indem es ihrer Energie überlassen bleibt, theils potentielle, theils kinetische Formen zu bewahren, die nach der Herstellung einer gleichen potentiellen biologischen Energie auf der ganzen Welt streben: das geschieht durch die Vereinigungen der Glieder der höher stehenden Rasse mit den Gliedern der niederen Rasse, welche, in biologischer Beziehung für die höhere Rasse unheilvoll, dennoch vom sozialen Gesichtspunkte aus wohlthätig sind, indem sie die konzentrierte Energie des Genies zerstreuen und sie die diversen Formen von Talent annehmen lassen.<sup>22)</sup> Nun passen sich aber diese Formen sehr gut dem Bedürfniss der Arbeitstheilung an; sie bringen partielle Synthesen auf gesonderten Gebieten hervor. Diese Synthesen sind für die Gesellschaft nicht weniger nothwendig als die allgemeinen Synthesen, welche das Genie vorübergehend macht.<sup>23)</sup> Diese Vorgänge — Kampf der Klassen, ungeordnete Kreuzung — führen mit Nothwendigkeit die Zerstörung der höheren Rassen herbei. Sie geschieht ausserdem noch durch folgende Mittel: Erstens durch die soziale Auslese: in dem sozialen Gleichgewicht im Allgemeinen und in den partiellen Gleichgewichten, die in den verschiedenen Sphären entstehen, findet sich, in Bezug auf das Maximum sozialer Nützlichkeit, die Tendenz, jeden Monopolisten aus dem System herauszuwerfen und die Individuen von (nicht qualitativ, sondern quantitativ) gleicher Energie bestehen zu lassen. Hier treten alle die Erscheinungen von ökonomischer, juridischer, politischer, moralischer, religiöser, ästhetischer, wissenschaftlicher etc. Auslese ein, welche kürzlich sehr gut erforscht worden sind, und welche überall das Verschwinden der Genialen nachweisen.<sup>24)</sup> Zweitens durch die Degeneration, welche durch die Anpassung der Individuen an den sozialen Heterogenismus geschaffen wird: die durch die Arbeitstheilung verursachte Degeneration, die Berufskrankheiten etc. Alle diese Erscheinungen passen sehr gut in die soziale Mechanik, sei es atomisch, sei es molekularisch<sup>25)</sup> und führen alle zur Verwischung der Unterschiede zwischen den potentiellen biologischen Energien und zur Verwirklichung

<sup>22)</sup> Vergl.: Une nouvelle théorie sur l'homme de génie (L'Humanité Nouvelle, 1899, August-Heft) und: L'anthroposociologie (Le Devenir Social, 1898, März-Heft).

<sup>23)</sup> Lapouge, der in seinem Buche über die soziale Auslese den unheilvollen Einfluss der Kreuzung in anthropologischer Beziehung nachweist, hat ihre nothwendige Rolle in sozialer Beziehung ganz und gar verkannt.

<sup>24)</sup> Siehe denselben Autor. Bezüglich seiner Definition der eugéniques machen wir einen Vorbehalt. Und überdies betrachten wir die ganze theoretische und allgemeine Seite seines Buches als schwach. Der Autor glaubt die Soziologie erschöpft zu haben mit der Frage der Kreuzung und der sozialen Auslese. Das genügt aber bei Weitem nicht. Wie immer ist es der Mangel einer allgemeinen und syntetischen Theorie, der diese Konfusion verursacht. Vergl. meine oben erwähnte Studie: L'anthroposociologie.

<sup>25)</sup> Wie das Molekül aus Atomen besteht, so ist auch das Individuum eine Vermischung reiner anthropologischer Rassen.

des Maximums an subjektivem Vortheile eines geschlossenen sozialen Ganzen. So verwandelt sich der ganze Ueberschuss der potentiellen Energieen in kinetische Energieen, in verschiedene Formen von Innenleben bei den Individuen, in Komplikationen ihrer Bewegungen und ihrer sozialen Struktur. Aber alle diese Prozesse können in Bezug auf den objektiven Vortheil der Gesellschaft, den biologischen Vortheil der Rassen, verhängnissvoll werden.

[Ein dritter Artikel folgt.]

## Bemerkungen über Goethe.

Von  
Ludwig Klages.  
(München.)

Wir Alle können Goethe heute nur bewundern, im besten Falle lieben lernen; ihn erreichen — ward uns versagt. Vom Erwachen an hatten wir mit schönheitfeindlichen Umgebungen zu hadern: so ist unseren Leidenschaften Exaltation und Uebertreibung beigemischt. Nur fürchterliche Begebenheiten können uns aufregen, nur unmässige Erschütterungen uns rühren. Todte Kälte gilt uns für vornehm, zitterndes Erschauern vor jedem Rascheln eines Blattes für zart. Wie Wenige kennen noch das Vergnügen an Klarheit und tief beherrschter Ruhe. Man erfreut sich eines encyklopädischen Wissens und haarspaltender Methoden nüchternen Forschung. Aber man hat Sinn und Blick für den Zusammenhang des Ganzen verloren: diese Männer des kahlen Verstandes sind wüst oder stumpf in ihren Leidenschaften. Wenige kennen und lieben heute Goethe, wie oft man ihn auch im Munde führt.

Sein Leben war ein goldener Traum, und dieser Traum sein Werk. Wohl nie ist es so sehr einem Dichter gelungen, sein ganzes Zeitalter in sich zusammenzufassen. Er ging an keiner Erscheinung vorüber, und jede erstrahlte in den Lichtern seiner sonnenhaften Seele. Wenn man Goethe einen grossen Philosophen nennt, so ertheilt man ihm ein falsches und zweifelhaftes Lob. Gerade das ist die Stärke und Wunderbarkeit dieses ausserordentlichen Menschen, dass er alle seine reichen und vielfältigen Erfahrungen wie in das grosse Ganze einer einzigen ungeheuren Dichtung einzufügen wusste. Seine weltwissenschaftlichen Neigungen muss man sich nicht aus einem Willen zur Erkenntniss erklären. Nicht das Wissen um die „Wirklichkeit“ — dieses überlieferte und immerfort anschwellende, zu Formeln erstarrte, todte Wissen — ist seine Wahrheit. Wahr ist ihm, was er gemäss seinen Leidenschaftsanlagen als das ihm Wesentliche im Verhalten der Dinge empfindet. Als das gesetzmässig Gemeinsame tritt in den Ereignissen hervor ihr Angenehmes, Ebenmässiges, Liebeweckendes: ihr Schönheitsgrad. Goethe baute immer nur an dem stolzen und zarten Palaste seines innerlichen Lebens — aber er vergass über den grossen Linien und Aspekten nicht die zierlichen Erker und Ornamente: auch darin das Kind seiner Zeit, welche im Kleinen und Feinen die Schönheit suchte.

Goethe war Träumer in jenem höchsten Sinne, wie es alle grossen Künstler sind. Die äusseren Ereignisse hatten eine tiefe Zwischenschicht zu durchlaufen, ehe sie seine Seele trafen. Hier war nirgends für Nüchternheit und todtes Wissen Raum. Das Geringfügige gewann einen Zuwachs an Kraft und Bedeutsamkeit; das allzu Grosse und Erschütternde musste viel von seiner Wildheit lassen. Nichts auslöschend, nichts fremdartig Unirdisches hinzufügend, ergreift er Alles mit den bildnerischen Kräften. Die im Widerschein seiner Hochgefühls

strahlende Welt ist ihm das Wesen jener anderen, die er mit nüchternen Augen sieht. Vor solchem Bildnergeist macht der Fanatiker der Wahrheit Halt. Was er sonst Lüge nannte und Selbsttäuschung, hier ist es ihm schöpferische Urkraft ewiger Lebensmächte. Des echten Künstlers Schaffen beginnt nicht erst am Schreibtisch oder im Atelier: umgestaltend erfasst es all' sein Thun. In stiller, während der Entzückung wandelt er unbewegt durch liebliche und schauerliche Träume.

Welche Verirrung, wenn man hier nur den Thäter, den Lebemann zu entdecken wusste! Ueber den Affekten steht im Dichter der Wille zur Gestaltung der Affekte. Erst indem er die leidenschaftlich bewegte Welt dem höchsten Ebenmaass unterwirft, dessen er in sich selber fähig ist, wird aus tobenden Extasen die Ruhe und beinah Kälte des Werkes.

Ohne Widerspruch und Schwierigkeit umspannt dieser Mann die verschiedenartigsten Typen und Gesinnungen — ein wundervoller Weiser! Er vermochte auf Jeden zu hören, Jedem sein „Recht“ werden zu lassen; denn seine Jugend war überreich an bildendem Leben. Hier oder nirgends mag man den Dichter erkennen lernen: er übt nicht Gewalt am Wirklichen. Er scheint über den Zerrungen des Thuns zu schweben, indem er nur am Sinnenschein der Thaten Freude erntet. Voll unerschütterlichen Glaubens giesst er über alles Sinnliche und Natürliche die milde Sonnengluth lobredender Entzückung aus.

Auch den bevorzugteren Geistern von heute haftet Herbe oder Hast, haftet heimlicher Ingrimms und eine Neigung zu vorschnell richtender Parteilichkeit an. Sie verlangen enge Bestimmtheit des Lebens. Aus so gegensätzlicher Gemüthslage heraus glauben sie in Goethes nachgiebiger Bejahung einen Mangel an Dogma und Thatkraft zu erblicken. Aber gerade darin ist die Kraft eines grossen Vergolders und Künstlers. Dies mag heute schwer zu begreifen sein, wo das allgemeine gesellschaftliche Leben gerade die feineren Seelen immerfort zu Kampf und Widerspruch fordert. Und es ist unter solchen Umständen gar wohl zu verstehen, dass sich Gwaltthaber und Machtmenschen, dass sich alle Werkzeuge einer Richtung und Agitation übergebürlichen Lobes erfreuen. Der Dichter dürfte mit Recht einwenden: sie Alle misshandeln die Natur. Und wie Wenige thun es aus jener Grösse und verzehrenden Unerbittlichkeit eines schöpferischen Bildes, welche den wirklich bedeutenden Thäter zeigt! Sehen wir nicht vielmehr unfertige Charaktere, Unterthanen im schlimmsten Sinne — Menschen, die sich nicht auswachsen durften, weil sie in den beeinflussbaren Jahren der ersten Entwicklung, ohne es recht zu wissen, einem Beruf, einer Wissenschaft, einer Parteitendenz — kurz, einem Vorurtheil zur Beute wurden! Wenn nun solche im reiferen Alter ihrer Halbheit und Unnatur sich bewusst zu werden beginnen, dann muss wohl ein schmerzliches Ringen nach Licht, eine ohnmächtige, leidzitternde Kunstweise die Folge sein. In Goethe blieb die Natur unverletzt und auch bewahrt vor verfrühter Entfaltung. Er kam ganz zu sich selbst. Gleich einer grossen prächtigen Sonnenblume wuchs er heran — von warmen Winden gewiegt. Darum konnte er mit vielseitiger Gerechtigkeit seine Zeit umspannen, ohne zürnen, neiden und verwerfen zu müssen. Ihm war es erlaubt, auch geringfügige Anlässe mit lebenswürdiger Kunst zu umkleiden, und selbst die mild erwärmende, zuweilen grossväterliche Redseligkeit, womit er sich über Nebensächliches verbreitet, müssen wir ihm gelten lassen.

Der Schaffende ist oft der primitivere Mensch — unbelasteter von herkömmlichen Bräuchen und falscher Wissenschaft. Vorbeischreitend an den schlechten Gewohnheiten und Uebereinkünften der Zeitgenossen sucht er seine Vortahren und Beispiele und schöpft wieder aus dem Born ursprünglichen Lebens. In jedem grossen Künstler ist ein Stück menschlicher Vorwelt. Die Wurzeln seiner Seele haften in längst verschollenen Kulturen und Vorzeiten. Etwas in ihm ist unbelehrbar durch Erlebniss und Umwelt. Alle Lebensmöglichkeiten sehen wir ihn erproben. Keine Kunst und Form lässt er unversucht, bis er die erweckende und führende Erscheinung gefunden hat. Erst an den Hervorbringungen grosser Kulturen lernt er die eigene Form entdecken. Die Sitten der verschiedenen Zeiten sind von der Schönheit mehr oder minder weit entfernt. Die Blüthe des Alterthums sehen wir durchwaltet und getragen von grossen, lebenliebenden, einheitlichen Gesinnungen. Das Christenthum brach zerstörend in diese schönheitsstrahlende Welt: seitdem erringen immer nur Einzelne in Trümmern und Bruchstücken wieder, was in der Gesamtheit zerrüttet und zersplittert wurde. Aus dieser sonderbaren Vermengung der in den Menschen streitenden Kulturen erblühen seit der Renaissance die zahllosen individuellen Abarten: Menschen mit Privatreligionen und einer Privatschönheit, die schliesslich ihr Bleibendes und Grosses doch aus dem Unterstrom ewiger Gefühlsnothwendigkeiten nimmt. — Goethe entschied sich mit einer zuvor noch nicht erreichten Klarheit für das Griechenthum. Hellenische Landschaft, hellenische Rhythmen — so wie er sie verstand — gewannen unter seinem Bildnerblick von Neuem glühendes Leben. Ob er damit dem Germanen in sich ein wenig Gewalt anthat? Aber wo fände sich zu dem der Pfad zurück!

Goethes Seele war stärker als aller Zeitgenossen, denen er begegnete: sie Alle sanken unter in dem gewaltigen Meer seines Dichtens. Keine Seele — keine That — kein Ereigniss vermochte trübend oder theilend die goldene Wolke zu verschleichen, die ihn umgab von früher Jugend bis in das hohe Greisenalter. Wohl wenige Menschen sind mehr gepriesen — wenige aber auch härter und ungerechter getadelt worden, als Goethe. Und welches Volk wäre geneigter, einen Goethe misszuverstehen, als die Deutschen! Denn diesem Volke gebricht es an einer Grundvoraussetzung nicht nur zur Kunst, sondern zur Ganzheit des Lebens überhaupt: an voll erwachter Sensualität. Wenn es im Leben der realen Leidenschaften an Gewissheit und Richtung fehlt, dann darf man sie noch viel weniger in den Idealen vernuthen. Wo sich der Deutsche zu kunstähnlichen Gestaltungen erhebt, da gefällt ihm: vieldeutige Verworrenheit der Bilder, schweifende Dunkelheit des Stils, Mangel an Klarheit und Plastik des Wollens — kurz jede Art von Verachtung der Form. Sich wolkenwandlerisch im Unmöglichen ergehen, über allem Tasten und Suchen das Leben versäumen; zu schwach, die Erde zu besitzen, doch wenigstens mit grossen Worten prahlen und jede Barbarei erdulden, indess die Seele sich mit blauem Dunst umhüllt — das ist der Sinn jenes traurigen „Idealismus“, um deswillen bössartiger, aber gerechter Spott diese Nation das Volk der „Denker und Dichter“ nannte. Und für diesen Mangel an lebensgestaltenden Kräften ward dem Deutschen Ersatz: er ist eigensinniger Grundsatzmensch, Gesinnungsdogmatiker, Berufsvirtuose und Verstandesclown. Seine Unsicherheit im Triebleben möchte er verheimlichen durch seine „Wissenschaft“. Hinter seiner allzu gern zur Schau gestellten Denkschärfe und Worscheinlichkeit versteckt sich das unbeholfene Zaudern blind geborener und strauhelnder Instinkte.

Einer solchen Gemüthslage gilt im Leben wie in der Dichtung als der Maasstab höheren Werthes die physiognomiolose Ernstlichkeit drohender Sittenstrenge. Schillers Ruhm gründet sich auf diese deutsche Vorliebe. Vor Goethes in sich beschlossener, pflanzenhaft nothwendiger Grösse verhartet sie in ewig verwunderter oder widerwilliger Dumpfheit.

## Die Krise in Spanien.

Von

Pedro Dorado.

(Salamanca.)

Ausser den Chauvinisten, die überall schwer zu überzeugen sind, dürfte wohl nach den letzten Ereignissen Niemand mehr sich irgend welche Illusionen über die Lage Spaniens machen. Der Schlag war zu schwer und für die Meisten auch zu unerwartet gewesen, und sogar Diejenigen, die immer nur mit der grössten Seelenruhe über die Fragen disputiren, wurden durch die Thatsachen aus ihrem Schlummer aufgerüttelt. Seit einem Jahre hört man bei uns sozusagen von nichts Anderem sprechen, als von unserer „Regeneration“, und es sind zu diesem Zweck unzählige Vorschläge gemacht worden. Viele erboten sich, diese Regeneration zu inauguriren, und namentlich die Regierung wollte die hohe Mission übernehmen. Herr Silvela, der gegenwärtig an der Spitze derselben steht, hatte, als er von der Königin zur Bildung eines Ministeriums berufen wurde, als Garantie für besagte Regeneration eine Regierung, eine Politik in Aussicht gestellt, die vor keiner andern sich verbergen müsse, und er versicherte in seiner Zeitung: *El Tiempo*, dass wir aus der Gemeinschaft der europäischen Nationen gestrichen werden, wenn „wir nicht rasch und gründlich unsern Kurs änderten“. So sehr schien er von der Grösse unseres Falles überzeugt zu sein! Aus dem gleichen Grunde hat er, noch bevor die Cortes zusammenberufen waren, vor der parlamentarischen Majorität erklärt, dass dieses Land sich in einem Zustand befinde, „der eine Umwälzung aller Verhältnisse und radikale Reformen nöthig mache, und zwar auf allen Gebieten, in der Politik, in der Verwaltung, im sozialen Leben.“

Es ist aber diese von Allen ohne Weiteres anerkannte Krise nicht eine akute, vorübergehende Erscheinung, sondern eine permanente, chronische, sozusagen konstitutionelle. Das, was man heute den Schicksalsschlag nennt, ist nur eine Episode, eine Aeusserung des schon seit so langer Zeit latenten Uebels gewesen, das auch den Kurzsichtigsten sichtbar geworden; auch die, die vorher sich nicht überzeugen lassen konnten oder wollten, dass eine Gefahr vorhanden sei, wurden nun überzeugt. Silvela selbst hat auf die tiefgehenden Wurzeln des Uebels in der spanischen Nation hingewiesen, indem er anerkannte, dass Reformen auf allen Gebieten nothwendig seien, ja er sagte sogar etwas vor der oben erwähnten Rede, dass wir ein Volk mit allen äusseren Attributen eines solchen, aber ohne irgend welchen wirklichen Gehalt im öffentlichen Leben seien. Im selben Parlament haben auch die Herren Sagasta, der Ministerpräsident, Salmerón und andere hervorragende Abgeordnete diese Thatsache anerkannt. Ausserhalb des Parlamentes

waren es namentlich Herr Echegaray, der Präsident des Ateneo von Madrid, Exminister und berühmter Schriftsteller, und mit ihm eine Menge der bedeutendsten Schriftsteller, die den Standpunkt vertraten, dass die Inferiorität Spaniens gegenüber den Vereinigten Staaten das Resultat einer langen und tiefgehenden Unterminirung und nicht eine plötzlich auftretende Schwäche sei, dass unsere militärische Inferiorität unser ökonomisches und politisches Elend und unsere intellektuelle Machtlosigkeit — denn die Kriege werden nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit der Intelligenz gewonnen — schon seit langer Zeit unser Volk untergraben. Das haben auch, neben anderen Gründen, die ich nicht nöthig habe anzuführen, da ihre Zahl zu gross ist, die Handelskammer und das landwirthschaftliche Departement angeführt; sie haben betont, dass eine vollständige und radikale Veränderung der Verhältnisse durchaus nothwendig sei. Eine Versammlung der landwirthschaftlichen Produzenten kam dahin überein, dass eine nationale Produzentenliga gegründet werden solle; und diese Liga hat in verschiedenen ihrer bemerkenswerthen Publikationen erklärt, dass die Krise, in der Spanien jetzt stehe, nicht nur eine momentane und einseitige, sondern vielmehr eine chronische und allgemeine sei. Schon im Anfang, wie der Zusammensturz offenkundig wurde, sagte sie: „Das, was wir für eine eherne Nation hielten, hat sich als schwankes Rohr herausgestellt. Da, wo wir Staatsmänner und Denker bewundert, wo wir von Schulen und Parlamenten geschwärmt, haben wir nur Puppen und nur bemalte Leinwand im Stil der Dekorationsstücke des Potemkin gefunden.“ In anderen späteren Kundgebungen sind ähnliche Gedanken zu Tage getreten: Spanien war schon vor dem Krieg ein Land, dem jede Konstitution, jede lebensfähige Einrichtung fehlte, es hatte keine Schulen, keine Universitäten, keine Verwaltung, kein Parlament, keine Gerichte, keine Sicherheiten, keinen Territorialkredit, keine Flotte, kein Heer, keine Diplomatie, obschon äusserlich alle diese Dinge vorhanden waren. Das hat Silvela schon vor Jahren ausgesprochen: „In Spanien hat sich deutlich ein doppelter Bankrott eingestellt, der eine war der wirthschaftliche Bankrott, der andere, der voranging, und der jetzt nicht erst eingetreten, sondern nur offenkundig zu Tage getreten ist, der Verfall der Nation. Aus einer europäischen Nation, die dem Fortschritt huldigt, sank sie auf die Rangstufe einer asiatischen Völkerschaft herunter, die zu gleicher Zeit dekadent und mumifizirt ist, mit der sich die anderen Völker nur abgeben, um ihr Leichenbegängniss zu feiern.“

Welches sind nun die Gründe eines derartigen Verfalles? Wollte man eingehend davon sprechen, so müsste man Spaniens Geschichte durch Jahrhunderte verfolgen. Uns genügt es aber, die Resultate der Vorgänge zu betrachten, die sich im Laufe der Zeiten abgespielt. Das Resultat ist die augenblickliche Lage, die auch die grössten Optimisten nicht mehr für besser halten können, als sie ist, wenngleich es immer noch Einige giebt, die ein Interesse daran haben, den wahren Sachverhalt zu bestreiten. Wie wir gesehen, war der Krieg mit Amerika nicht die Ursache des Zusammenbruches, sondern nur die Veranlassung dazu, dass dieser Zusammenbruch offenkundig und weit schlimmer wurde. Als das Volk sich dieser Thatsache bewusst wurde, wurde es von einem tiefen Ekel

erfüllt, der sich auf verschiedene Weise äusserte und noch äussert, und zwar namentlich in Manifestationen gegen die politischen Machthaber, in denen es die einzigen oder doch die hauptsächlichsten Urheber des herein-gebrochenen Unglückes erblickt.

Um den Krieg zu beendigen, wurden in Saragossa zwei Versammlungen einberufen, eine von Kaufleuten, die andere von Produzenten agrarischer Erzeugnisse; die letzteren waren namentlich durch die Agrarier von Alto Aragon repräsentirt. Es wurden da die verschiedensten Meinungen und Vorschläge vorgebracht, in einem Punkt stimmten aber die Anhänger der verschiedensten Richtungen fast ausnahmslos überein: in den Protesterklärungen gegen das Vorgehen der Berufspolitiker. Und zwar trat man in der Weise gegen dieselben auf, griff sie in derartigen Ausdrücken an, dass auch dem Zahmsten unter ihnen die Galle übergehen konnte. In diesen Versammlungen formulirte man die weitgehendsten Reformpläne, doch gipfelten alle in dem Vorschlag, die Macht der politischen Führer — darunter verstand man immer die Berufspolitiker — zu unterbinden und das Kazikenthum der Regierung, sei es nun des Landes oder der Provinzen, abzuschaffen.

Eine weitere Manifestation verlangte den Regionalismus; da auch diese Stimmung schon längst im Volksempfinden schlummerte und nur der Auslösung bedurfte, so hat sie eine direkt gefährliche Färbung angenommen. Der Regionalismus ist bei uns nicht nur ein Protest gegen die administrative Zentralisation, sondern das gerechte Verlangen, dass jedes Gebiet seine Autonomie erhalte, die natürlich dem Staatswohl nicht entgegenstehen dürfte; man wollte, dass dieser Regionalismus in allen Theilen Spaniens gelten sollte, was heute nicht der Fall ist. Ueberall verlangt man Dezentralisation, und überall (in Castilien, wie in Estramadura und Andalusien) herrscht der Hass gegen Madrid, die Hauptstadt, die alles absorbiert, wo alles Leben in Formeln erstarrt. Im Grund ist aber der Regionalismus nichts anderes, als eine klare und bedeutungsvolle Erklärung, dass unsere Regierung nicht im Stande ist, uns auf europäische Weise zu regieren, ein Protest gegen Madrid, das der Sitz der Politiker ist, und der Wunsch, uns von dieser Art Politiker zu trennen. Madrid ist eine afrikanische Stadt, und wir wollen europäische Luft einathmen. Es ist uns gleichgiltig, ob dieser Anschluss an Europa durch eine Abtrennung vom jetzigen Spanien erkauft werden soll, oder ob wir uns einer andern wirklich europäischen Macht anschliessen müssen.

Unser Regionalismus schliesst eine Abtrennungstendenz ein, ähnlich, wie sie in Cuba sich realisirt — in diesem Sinn jubelten vor Kurzem in Gegenwart des französischen Admirals die Bewohner von Barcelona: Es lebe das freie Catalonien, es lebe das französische Catalonien! und piffen die spanische Nationalhymne. Es war das gleichsam das Kriegssignal der Catalonier. Will es denn nichts sagen, dass die Gegenden, in denen der Regionalismus die besten und meisten Anhänger besitzt, diejenigen Landestheile sind, in denen die tüchtigsten und fleissigsten Spanier wohnen, in denen alle Lebensformen sich am meisten europäischer Kultur nähern? Aus diesem Grunde wurde nach den Manifestationen zu Gunsten Frankreichs anlässlich des Besuchs des Admiral Fournier mit Recht behauptet, dass man



Catalonien eine andere Existenz im eignen Lande ermöglichen solle, wenn man verhindern wolle, dass es bei anderen Nationen Hilfe suche. Auch die Liga der Produzenten repräsentirt einen guten Theil des fleissigen und tüchtigen Spaniens, und sie proklamirte im Juni d. J. unter Anderem: „Wir wollen europäische Luft athmen, Spanien muss seinen afrikanischen Habitus ablegen, statt des afrikanischen Arztes wollen wir europäische Aerzte,“ und in dem Manifest vom 2. August: „Eine Madrider Zeitung hat vor Kurzem einen Brief gebracht, der anlässlich der francofreundlichen Manifestationen in Barcelona als Hilfsmittel gegen die Ablösung einzelner Provinzen von Spanien vorschlägt, dass Spanien sich regenerirt und alle alten hinfalligen Institutionen abschafft, um zu einem modernen, freisinnigen Land sich auszuwachsen, und wir,“ fügte der Chef der Liga hinzu, „sagen, dass der Ruf, der im landwirthschaftlichen und kommerziellen Zentrum (mit Bezug auf die erste Versammlung in Saragossa) ertönte, heute der Ruf sei, der im Tivolitheater erschallt (dem Lokal, wo man die Ablösung von Spanien mit Begeisterung proklamirte) und der, wenn er nicht erstickt wird . . . der Baireruf für uns werden wird. (Baire war der Kriegsruf in der letzten Insurrektion).“

Zu den vorerwähnten Demonstrationen gegen diese Regierung und gegen alle Regierungen, die seit der Restauration der Bourbonen auf einander gefolgt, gegen jedes politische System, gegen alle Parteien, auch die oppositionellen, die dazu dienen, die Regierung aufrecht zu erhalten, tritt noch ein andres wichtigeres Moment hinzu: dasjenige, das zur Revision des Montjuich-Prozesses geführt hat. Bei dem Attentat, das anlässlich der Fronleichnamfeier 1896 in der Calle dellos Cambios nuevos in Barcelona stattfand, hätten die bei der Untersuchung betheiligten Richter die Verpflichtung gehabt, die Thatsachen ruhig und leidenschaftslos zu prüfen. Statt dessen unternahm die Regierung von Barcelona, aufgehetzt durch die Regierung von Madrid und fast alle Zeitungen, einen blinden und lächerlichen Verfolgungsfeldzug gegen alle Diejenigen, die radikaler Gesinnungen beschuldigt waren. Es betheiligten sich an dieser Hetzjagd sowohl die zivilen wie die militärischen Gewalten, und es lag ihnen durchaus nicht etwa daran, den wirklichen Schuldigen zu erwischen, sondern sie verurtheilten Hunderte von Anarchisten, Sozialisten und Republikanern zu Gefängniss. Einzelne wurden nach einiger Zeit wieder entlassen, viele Andere blieben gefangen. Da man aber immer noch nicht herausgefunden, wer die wirklichen Schuldigen gewesen, so fing man an, Einzelne zu foltern, damit sie Pläne und Mitschuldige verrathen. Das System hatte den Erfolg, den es haben musste, bald waren vom Gericht in Barcelona einige dreissig Menschen zum Tode verurtheilt (später wurde die Zahl durch die Regierung auf fünf beschränkt). Andere kamen mit anderen harten Strafen davon. Die Radikalen, vor Allem die Anarchisten und Sozialisten, protestirten natürlich sofort gegen ein derartiges Vorgehen und behaupteten, dass das Urtheil sich auf einen Rechtsirrtum gründe und ungiltig sei, da die Geständnisse durch die Folter erzwungen worden seien, dass die fünf Hingerichteten und die vielen Verbannten unschuldig gewesen, und dass eine Revision der Sache angeordnet werden müsse. Anfänglich, als man noch in allen Kreisen die Empörung nachfühlte, die

das Attentat und die vielen Opfer, die es gefordert, hervorgerufen, verhallte der Ruf nach Revision fast ungehört, später aber gewann die Sache ein anderes Gesicht. Die Angehörigen der Opfer hatten sich zusammengethan und sammelten die Beweise für die Unschuld der Verurtheilten, mit denen sie der Barbarei der Regierung entgetreten wollten. Sie berichteten den wahren Sachverhalt an spanische und namentlich auch französische und englische Zeitungen (in England befanden sich mehrere der Verbannten). Auf diese Weise begann in der Presse ein Feldzug für die Revision. Eine Anzahl spanischer Radikaler und Anhänger der Fortschrittspartei eröffneten in einer Zeitung (erst in *El Pays*, dann in *El Progreso*) eine ständige Rubrik (unter dem Titel: Revision des Prozesses! Die Infamien von Montjuich!) worin sie eine Menge Angaben, die den Prozess betrafen, veröffentlichten, Akten, Dokumente, Aussagen der Beteiligten und Anderer etc. etc., so dass schliesslich Jedermann zur Antheilnahme an der Sache moralisch gezwungen war. Schliesslich fragten auch andere Zeitungen an, was denn an der Sache Wahres sei, die Republikaner im Parlament forderten öffentlich die Regierung auf, dass sie die Sache in die Hand nehme, und schliesslich verlangte ein Mitglied des Obergerichtes, Herr Sancher Roman, mit einem Muth, den Wenige hatten, dass die Regierung die Anfragen beantworte. Alle die Angaben, die Publikationen im *Progreso*, ein erdrückendes Beweismaterial, übten schliesslich ihre Wirkung aus, so dass die Revision nur noch eine Frage der Zeit war. Da kam der Krieg mit den Vereinigten Staaten, und die Aufmerksamkeit wurde abgelenkt. Man war schon wieder in Friedenszeit und die konservative Regierung wieder am Ruder, die natürlich hoffte, dass in kurzer Zeit die ganze Revisionangelegenheit so nach und nach vergessen worden sei, da rührte eine neue Zeitung, die *Vida nueva*, wieder an die Sache, publizierte Détails über die Torturen, die die Verurtheilten ausgehalten, brachte Abbildungen der Marterwerkzeuge und rief eine Versammlung von Schriftstellern zusammen, die mit vereinten Kräften vorgehen, eventuell die Regierung durch ihre Stellungnahme schrecken sollten. Die Regierung thut, was sie kann, und Silvela ist besonders findig in Ausflüchten etc., um die Revision zu verhindern, es nützt aber nichts mehr, denn ausser den Wenigen, die ein direktes Interesse an der Vertuschung der Sache haben, ist ganz Spanien revisionistisch. Durch das ganze Land geht eine ungeheure revisionsistische Bewegung, bis ins kleinste Dorf werden Versammlungen abgehalten. Die Cortes haben ein Gesetz angenommen, in welchem einzelne Paragraphen eine Revision und Kassation von Urtheilen ermöglichen, z. B. bei Verurtheilungen infolge von erpressten Geständnissen. Damit aber die Revision stattfinde, muss erst nachgewiesen und bewiesen werden, dass die Folter wirklich angewendet wurde. Darin liegt nun die Verwickelung der Sache. Es haben nämlich die Informationen, die damals unter einer liberalen Regierung gemacht wurden, für die konservative Regierung keine bindende Kraft. Sie haben nun, um einerseits nicht entgegen dem ganzen Land die Revision zu verweigern, und um andererseits sich nicht blozustellen, den Ausweg ergriffen, neue Informationen einzuziehen. Die Informationen sollen dieselben Individuen einziehen, die damals den Opfern die Marter auferlegt. Aus diesem Grunde

sagte in den letzten Tagen der schon erwähnte Sancher Roman, dass das neue Gesetz den Revisionisten verspreche: Ihr werdet die Revision erlangen! und den Gegnern: Habt keine Angst, die Revision führt zu nichts! So stehen die Dinge heute, und es kann Niemand den Ausgang vorhersehen.

Gegenwärtig herrscht in Spanien eine fast unerträgliche Stimmung. Die Entrüstung ist so gross, dass sie bei der kleinsten Gelegenheit, wo ein normal konstituirtes und normal regiertes Volk nicht im Mindesten reagiren würde, loszubrechen droht, so dass die öffentliche Ordnung direkt in Gefahr ist. So liegen die Dinge, und zwar nicht durch die Schuld der grossen Massen, die im Gegentheil durch das grosse Unglück niedergedrückt weniger als je zu Aufständen geneigt sind, sondern durch die Macht der Verhältnisse, der sich keiner entziehen kann. Es sieht aus, als ob wir am Vorabend einer Revolution ständen, die die Luft reinigen wird, und die unserm Leben eine andere Richtung giebt. Das ist die allgemeine Ansicht, sogar die Führer der monarchischen Partei können sich derselben nicht entziehen. Wir haben ja gesehen, dass selbst Silvela die Nothwendigkeit eingreifender Reformen einsieht, und dass er versprochen hat, die Umwälzung zu inauguriren, was freilich bis jetzt noch nicht geschehen ist. Der Abgeordnete Maura sagte unter allgemeiner Zustimmung: „Es ist die Meinung Aller, dass Spanien nun eine Revolution bedarf; wenn wir sie hier (im Parlament) nicht vollziehen, so spielt sie sich in den Strassen ab, sie ist eine absolute Nothwendigkeit.“ Dabei ist Herr Maura durchaus ein Freund der „Ordnung“; er gehört zur Garde der liberal-dynastischen Partei, die sehr konservativ ist. Im Senat haben drei Generäle, Lopez Dominguez, Blanco und Weyler, Worte geäussert, die keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, dass ihnen eine Revolution in den Strassen lieber wäre, als eine im Parlament, der Erste hat sogar gesagt, dass er die feste Ueberzeugung habe, dass die Sache der Regierung verloren sei. „Wenn die konservative und liberale Partei die öffentliche Meinung und ihre Forderung nicht beachtet, wenn sie die anderen Interessen des Vaterlandes nicht in Betracht zieht und die Uebel nicht zu heilen versucht, so werde ich allein oder in Gemeinschaft Anderer hoffen, dass Leute mit gutem Willen den Kurs unseres Lebens verändern und diese übel berüchtigte Parteien ersetzen; ich selbst werde in dem neuen Strom stehen und verlange dafür nur den einen Ehrenposten: kämpfen zu dürfen und der Gefahr gegenüber zu treten“. General Blanco gesteht, dass er bereue, in Cuba nicht den Aufstand mitgemacht zu haben, und General Weyler erklärt kategorisch (zum grossen Entsetzen des Ministerpräsidenten und unter dem Beifall der meisten anderen Generäle), dass alle Revolutionen, sogar die am meisten verschrienen, in schwierigen Momenten das Vaterland gerettet haben, dass der jetzige Zustand nicht mehr andauern könne, dass man auf den Ausdruck der öffentlichen Meinung achten müsse, die sich so einmüthig kund thue, und dass er, der selber nicht daran denke, zu rebelliren, die Nothwendigkeit einer Revolution empfinde.

Die Republikaner haben Manifeste verbreitet, worin sie die Parteigenossen zur Revolution auffordern. Die Liga der Produzenten hat auch

in ihren verschiedenen Erlassen wiederholt ausgesprochen, dass Spanien nicht so weiterleben könne, wie es jetzt lebt, dass es an Haupt und Gliedern rekonstruirt werden müsse. Wenn die Restauration nicht von oben eingeleitet werde, so müsse sie von unten her herbeigeführt werden: die Revolution sei dann nicht nur gerechtfertigt, sie sei direkt die Verwirklichung des Rechtsbewusstseins der spanischen Nation. Dieses Recht sei in den Liedern und der gesammten Litteratur des Volkes niedergeschrieben, in den Konstitutionen von Aragonien, Castilien und Portugal sei es schon im XIII. Jahrhundert niedergelegt und verbrieft; heute noch lebe das alte Recht in der innern Konstitution, und ihm sei auch Alles das zu verdanken, was im spanischen Organismus noch lebenskräftig ist.

So ist, wenn man nur oberflächlich und in grossen Zügen die Sache darstellen will, der heutige Zustand in Spanien. Hier wäre eine wirkliche Palingenesis am Platz. Wer wird sie aber verwirklichen? Bald wird man erkennen, dass es weder die konservative noch die liberale Partei vollbringen wird, an die ausser den interessirten Betheiligten Keiner mehr glaubt. Das Ministerium Silvela selbst vertritt drei oder vier verschiedene Tendenzen (die von Silvela, die von Potavieje, die von Pidal und die von Duras und Bas), es hatte sich der königlichen Fahne bemächtigt, hat aber als einzige Neuerung nur Verwirrung und Unordnung gebracht, Versprechungen, die nicht gehalten wurden und eine Erhöhung der Steuerlast von über 200 Millionen. Die Republikaner sind in mehr Parteien zerklüftet als je; mir scheint, als ob man von ihnen nichts zu hoffen habe, obschon sie viele wichtige und tüchtige Elemente in ihren Reihen haben.

Die Sozialisten könnten eine Lösung herbeiführen; aber sie, die in Bezug auf Ernsthaftigkeit, Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit und Disziplin allen anderen Parteien zum Muster dienen dürften, sind einstweilen noch zu wenig zahlreich, um mehr als Aussichten für die Zukunft bieten zu können. — Meiner Meinung nach kann, bevor Spanien für den Sozialismus reif ist, die Rettung nur von der Liga der Produzenten kommen, welche in eine politische Partei umgewandelt, — was einige ihrer Mitglieder schon seit ihrem Bestehen gewünscht — mit ihrem ausgezeichneten Menschenmaterial, das sich aus allen Ständen rekrutirt, und mit ihrem hervorragenden Führer, Don Joaquin Costa, in den Organismus, der sich Spanien nennt, und der im Begriff ist, zusammenzubrechen, neues Leben und gesundes Leben zu bringen vermag.

## Oppenheimer und seine präzise Polemik.

Von  
Franz Stahl.  
(Mainz.)

Dass Herr Oppenheimer meine Bemerkungen im Juli-Heft sechsmal gelesen hat, ohne sie zu verstehen, hat mich innig betrübt. Dass er infolgedessen einen Ton anschlägt, den ich mir aus Selbstachtung ihm gegenüber nicht erlauben werde, hat er mit sich auszumachen. Dass er aber im August-Heft, Seite 403 ff., in einigen wesentlichen Punkten das Gegentheil von dem sagen kann, was er im Mai-Heft, Seite 200 und 205 ff., behauptet hat, hat mich bedenklich gemacht. Ich muss zweifeln, ob ich im letzten Heft denselben Herrn Oppenheimer vor

mir habe, wie im ersten. Vielleicht ist Oppenheimer II. nur ein Namensvetter von Oppenheimer I. und will mich in Vertretung abschlichten, ohne des Letzteren Erörterungen im Mai-Heft gelesen zu haben. Das würde allerdings erklären, warum dieser Herr mich einerseits nicht versteht, andererseits mich mit meinen eigenen gegen Oppenheimer I. gerichteten Einwänden zu widerlegen sucht.

Im Mai-Heft betont Herr Oppenheimer I., dass „die einfache Waarenproduktion“ nicht durch innere ökonomische Entwicklung in die kapitalistische übergegangen sei, sondern dem Einfluss einer rein auf der politischen Eroberungsgewalt beruhenden agrarischen Besitzrevolution. Und damit ja kein Missverständniß möglich sei, setzt er nachdrücklichst hinzu: die „Gewalt“ habe „ökonomische Wirkungen“, sei aber keine „ökonomische Funktion“. Im August-Heft dagegen spricht Herr Oppenheimer II. ausdrücklich von gewaltsamer und gewaltloser Form der ökonomischen Expropriation. Und damit man ja nicht zweifle, ob das nicht ein blosser Lapsus sei, betont er nachher, nur „die Form oder besser das Mittel der Expropriation“ habe sich geändert, „indem an Stelle der Gewalt, die gewaltlose freie Konkurrenz getreten“ sei.

Das enträthsel, wer kann! Dort wird gesagt, erstens: nicht die wirtschaftliche Konkurrenz, sondern die reine politische Gewalt sei Mittel zur Expropriation, zweitens: die Gewalt habe bloß ökonomische Wirkungen, aber sei keine ökonomische Funktion; hier aber tritt uns das gerade Gegentheil dieser Behauptungen entgegen. Die Gewalt erscheint selbst als ökonomische Funktion, und die freie Konkurrenz wird ausser der Gewalt ebenfalls als Mittel der Expropriation anerkannt.

In den eben genannten Fragen aber liegt das Wesentliche des ganzen Streits. Darum, weil ich hier Klarheit wollte, sagte ich Herrn Oppenheimer I., die Gewalt sei ebenso wie die Konkurrenz eine ökonomische Funktion. Herr Oppenheimer II. zitiert ja selber meinen Satz: „Auch hier ist also Vergewaltigung nur eine besondere Form des ökonomischen Konkurrenzkampfes“. Wenn Herr Oppenheimer II. an Stelle dieser Frage bloß die leere Alternative: „gewaltsam“ oder „gewaltlos“ stellt, so setzt er eine prinzipiell wichtigere Frage in einen Kinderstreit herab. Wenn er dennoch mir spottend unterstellen will, für mich sei „jede Expropriation auch freie Konkurrenz und jede freie Konkurrenz auch Expropriation“, so stellt er damit nicht mich, sondern nur sich bloss. Die Ausdrücke vom „lieblichen steifen Brei“ und von „amorphen Gedankenschmier“ erregen da doch ganz eigenthümliche Empfindungen.

Indess auf den Satz, dass ich „jede freie Konkurrenz für Expropriation“ erkläre, möchte ich um der Sache willen denn doch mit ein paar Worten eingehn. In der That ist nicht jede freie Konkurrenz zugleich Expropriation. Auch in einem sozialistischen Gemeinwesen muss eine Konkurrenz um höhere Ausbildung und Leistung, höhere Stellung, mehr Einfluss und dergl. stattfinden. Diese Art „freier Konkurrenz“ wegschaffen zu wollen, wäre der Tod aller moralischen und ökonomischen Fortentwicklung. Allein diese Konkurrenzform ist denn doch etwas anderes, als das, was man ökonomisch und historisch „freie Konkurrenz“ nennt. Wenn man von Oekonomie redet, so versteht man ja doch wohl unter freier Konkurrenz die freie Konkurrenz selbständiger Waarenproduzenten. Und so versteht sie auch Herr Oppenheimer I. Denn er redet ja von „Unterbietung auf dem Markte“. Es fragt sich, ob diese Art von Konkurrenz, falls sie „frei“ ist, exproprirende Wirkungen hat oder nicht.

Hinsichtlich dieser Frage scheint aber Herr Oppenheimer II. wieder nicht gelesen zu haben, was Herr Oppenheimer I. im Mai-Heft und in mehreren Werken geschrieben hat. Letzterer bestreitet bekanntlich, dass die „freie“ Konkurrenz expropriere. Er sagt im Mai-Heft einem Marxisten: Es handle sich „um das Mittel der Expropriation“. Sei das, wie Marx auf Grund der ihm bekannten Thatsachen annehmen musste, die „Konkurrenz“ gewesen, so müsse die Gesellschaft der Zukunft eine solche sein, in der es keine Konkurrenz gebe; sei es aber die politische Gewalt gewesen, so müsse man diese ausschalten, sowohl in ihrer reinen Gestalt als Klassenprivilegium, als auch in den von ihr geschaffenen wirtschaftlichen Machtpositionen, namentlich als agrarischen Grossbesitz, und könne die „Konkurrenz“ Konkurrenz sein lassen.“ Herr Oppenheimer II. aber behauptet, wie oben gezeigt, die freie Konkurrenz expropriere ebenso wie die gewaltsame; was die vorkapitalistische von der kapitalistischen Expropriationsmethode unterscheidet, sei eben das „Mittel“ der Expropriation, „indem an Stelle der Gewalt die gewaltlose freie Konkurrenz getreten sei. Das „Mittel“ hat also hier, wie es scheint, etwas andere Bedeutung bekommen. Daraus müsste er offenbar folgern, dass man „Konkurrenz“ nicht Konkurrenz sein lassen dürfe, sondern dass auch diese „freie“ Konkurrenz, d. h. die Konkurrenz selbständiger Waarenbesitzer, in der Gesellschaft der Zukunft ausgeschaltet werden müsse.

Das wäre ja nicht übel; ich begreife überhaupt nach dem Gesagten nicht recht, warum gerade Herr Oppenheimer II. so auf mich losdonnert. Freilich, Einiges hätte ich auch an ihm auszustellen, z. B., dass er die meist unbewusst wirkende ökonomische Funktion und den bewussten Zweck der Expropriation nicht deutlich scheidet, und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind. Aber angesichts der oben genannten Thatsachen ziehe ich vor, mich zurückzuhalten, bis die beiden Herren Oppenheimer sich darüber geeinigt haben, ob Gewalt eine ökonomische Funktion ist, oder ob sie blos ökonomische Wirkungen hat, und ferner, ob nur die reine politische Gewalt die heutige Konkurrenz unfrei macht, oder ob auch die freie Konkurrenz als solche ein Mittel zur Expropriation darstellt.

## Rundschau.

### Oeffentliches Leben.

**University Extension in Galizien.** Wissen ist Macht, und Macht ist Wissen! Die tiefe Ueberzeugung von der Bedeutung dieser Wahrheit schuf in hervorragenden Kulturstaaten die Volksuniversitäts-Bewegung. — Die hervorragendsten Geister nahmen daran Antheil, und jeder gebildete Mensch muss heute gestehen, dass das Eindringen der modernen Weltanschauung, des Verständnisses für die Naturwissenschaften, für heutige Wirtschaftsänderungen u. s. w. in weite Volksmassen eine hohe Errungenschaft der modernen Kultur darstellt, wie auch eine gesunde Basis des Fortschrittes bildet. — Auch in Galizien dämmerte schon längst der Gedanke einer intensiveren Volksbildung, als

es Staat und Klerisei für fromme Unterthanen für nöthig beündet. Aber gedacht ist nicht gethan. — In Galizien, dem unglücklichen Versuchsobjekt mannigfacher politischer Infektionen im Laufe dieses Jahrhunderts, dem Tummelplatz politischer Hochstapler in letzter Zeit, war es bei der Indolenz eines von der herrschenden Klasse korumpirten Bürgerthums nicht so leicht, dem Gedanken die That folgen zu lassen.

Volksbildung! Das ist ja „Umsturz“ — „Sozialismus“ — „freie Liebe“ u. s. w., es ist ja genügend, wenn auf 7 Millionen Menschen ein Drittel lesen und schreiben kann! So denken die Gewaltigen.

Es ist daher kein Wunder, wenn sogar der Volksschul-Verein (welcher gegen den Analphabetismus kämpft) sich keiner be-

sonderen Huld erfreut und ein sieches Dasein führt.

Das Verdienst, den breiten Schichten der Bevölkerung populäre wissenschaftliche Vorträge bieten zu können, hat in erster Linie die sozialdemokratische Partei. — Seit dem Jahre 1895 veranstaltet dieselbe in jedem Wintersemester Cyklus-Vorträge mit Vorführung von Skioptikonbildern aus naturwissenschaftlichen und historischen Gebieten, und diese Vorträge erfreuten sich eines massenhaften Besuches von Arbeitern und Frauen.

Die 100jährige Feier des Andenkens Mickiewicz' bewog einige Genossen zum Versuch, eine Volksuniversitäts-Bewegung zu inszenieren. — Die Vereinigung der fortschrittlichen Jugend wählte ein Komitee zur Ausarbeitung eines Statuts, und mit der Gründung des Vereins: Volksuniversität Adam Mickiewicz wurde die materielle Grundlage zur Eröffnung der Kurse geschaffen. — Das Programm der Kurse, ferner eine populäre Flugschrift: Was ist eine Volks-Universität?, verfasst vom Ingenieur Libanski, wurden in Tausenden von Exemplaren verbreitet, und gleichzeitig bemühte sich der Vereins-Ausschuss um befähigte Vortragende. — Die Reptilienpresse jedoch witterte Gefahr, und allen edlen Bemühungen folgten gehässige Verdächtigungen, Indolenz oder Todtschweigen. — Infolgedessen wurden in Lemberg dem Verein die Schulsäle nicht bewilligt und den Mittelschullehrern und Studenten jede Theilnahme als Vortragende oder Hörer untersagt. — Es verblieb als Vortragende einige Universitäts-Assistenten, Advokaten, Ingenieure und Schriftsteller, welche ebenfalls gehässige Angriffe erduldeten. — Die abgehaltenen 17 Kurse aus den verschiedensten Disziplinen bewiesen jedoch deutlich den Bildungsdrang des Volkes, den Eifer und Verständniss der Hörer — auf die Vorträge folgte stets freie Diskussion. Materielle Unterstützung hatte der Verein nur von den Mitglieder-Einlagen und von privaten Sendungen aus dem Ausland. — Davon wurden die Kosten in Lemberg bestritten und eine Vortragstournée in anderen Städten abgehalten. Die Vorträge in der Provinz hatten oft bis 600 Zuhörer. In einigen Städten bildeten sich Filialen, die wieder eigene Vortragscyklen hielten. — Bezeichnend für die Bewegung ist die rege Antheilnahme von Seiten der Arbeiter und Frauen. Dieselben bildeten 70% der Zuhörschaft, und von ihnen gingen auch alle Anregungen zum Abhalten von Vorträgen und zur Bildung von Filialen in den betreffenden Ortschaften aus.

Des zahlreichsten Besuches erfreuten sich die Vorträge über Astronomie, Geologie und Urgeschichte (Vortragender: Ingenieur Libanski), die über die französische Revolution (Vortragender: Dr. Haukiewicz), die über Hygiene, Anatomie etc. Die Vorträge über neue Litteratur (Vortragender: Schriftsteller W. Feldmann) hatten meistens Studentenumpublikum.

Der Volksuniversitäts-Verein giebt eine Monatschrift: Wissen für Alle als eigenes Organ heraus. Der Bericht lässt deutlich erkennen, wie schwer, wie mühevoll der freie Geist sich in Galizien nur Bahn brechen kann. Die Kulturarbeit, welche in anderen Staaten die Bourgeoisie schon geleistet, lastet in ganz Oesterreich und vor Allen in Galizien auf den Schultern unserer Partei. — Die Genossen arbeiten redlich überall, und auch die Volksuniversitätskurse gedeihen und entwickeln sich nur unter der sozialdemokratischen Mithilfe. Die Volksuniversität Adam Mickiewicz ist eine Etappe auf dem Wege zu einem unabhängigen sozialistischen Polen. *Victor Tusza.*

### Kunst.

**Neue Lieder fürs Volk!** Das Volk hungert nicht nur nach Brod, es hungert auch nach Kunst! Das ist schon längst keine leere Phrase mehr, wofür es die oberen Zehntausend so gern ausgeben, die Zeichen lehren, dass es eine bittere Wahrheit ist! Diesem Hunger nach Kunst und Wissen verdanken die Arbeiter-Bildungsvereine — die volkstümlichen Hochschulkurse — die freien Bühnen ihre Entstehung, alles Institutionen, die in ihrer Weise bestrebt sind, dem Volke den dunklen Pfad zu erhellen, ihm auch seinen Strahl Sonne und etwas von der lichten Schönheit der Kunst und ihrer strengen Schwesler, der Wissenschaft; zu Theil werden zu lassen!

Von allen Künsten ist es aber die Poesie, die in innigster Wechselwirkung mit dem Volke stehen, am vernehmlichsten zu ihm sprechen sollte — die Musik verlangt eine gewisse Schulung, Vertrautheit mit den Gesetzen der Harmonielehre und des Klanges, musikalisches Empfinden und Gehör, um in ihre tieferen Schönheiten einzudringen; Malerei und Bildhauerei sind dem Volke wenig zugänglich, und auch hier gehört vieles Angelernte dazu, um mehr als blosse Farben und Gegenstände auf der Leinwand zu sehen. Anders die Poesie: sie benutzt als Mittel, um Wirkungen zu erzielen, ein Instrument, auf dem wir Alle mit grösserer oder geringerer Kunst spielen, die Sprache. Hier fühlt auch der Laie festen Grund und

Boden unter sich, er hat einen Maassstab, an dem er den Werth oder Unwerth sich klar machen kann. Die Sprache ist doch ein Stück von ihm selbst — etwas, was er mühselig unter Lallen und Stammeln erlernt hat, und er fühlt instinktiv, dass da einige Wenige sind, die bessere Schüler gewesen sind, und denen die Natur den Zauberschlüssel tiefen seelischen Empfindens und schönheitstrunkener Phantasie verliehen hat, mit denen sie Gewalt über die Sprache erlangten, um alles Das zu sagen, deuten zu können und ihren Brüdern zu offenbaren, was sie wohl ahnen aber mit ihren stammelnden Lauten nicht wiedergeben können. Gerade die Lyrik, die Kunst des einfachen Liedes ist es, die dazu angethan ist, am tiefsten ins Volk zu dringen, weil ihre Wurzeln Kraft, Fülle und Schönheit aus ihm saugen.

Ohne den müssigen Streit zu berühren, ob es je ein wirkliches Volkslied gegeben hat, so beweist doch schon die Existenz des Wortes an und für sich, dass es eben Lieder giebt und gegeben hat, die so recht und eigentlich für das Volk bestimmt sind, dass sie zu ihm in so enger Beziehung gesetzt werden, als wenn sie das Volk selbst, die gährende und in sich selbst immer neu gebärende Masse, aus sich selbst erzeugt hätte! Es hat dies seinen letzten Grund darin, dass echte Lyrik vor Allem künstlerische Wiedergabe einfachen Naturempfindens oder seelischer Regungen und Stimmungen ist, die uns Allen gemein sind.

Daher auch die Vorliebe einfacher Leute für solche Lieder, die sich in früherer Zeit meistens nur mündlich — oft im Laufe der Zeit in ganz veränderter Fassung erhalten und um so fester eingepägt haben, wenn sich eine schlichte, leicht fassliche Weise zu ihnen gesellte, d. h. wenn sich Töne zu den Worten fanden, wenn sie gesungen wurden. Bedeutet doch Lyrik nichts anderes als zur Lyra gesprochene (rezitierte) oder gesungene Verse. Dass diese Lyrik sich mit der zunehmenden Kultur zu einer ungeahnten Blüthe entwickelte und mit ihren Formen jetzt unser ganzes Sein umspannt d. h. dass sie „Kunst“ wurde, lässt sie ihres Ursprungs nicht vergessen: noch immer quillt der Born, aus dem der gewaltige Strom seinen Lauf nahm, und noch immer giebt es reine Thoren, die mit hellen Kinder- und Träumeraugen ihren Weg zu der Quelle finden, um dort zu schöpfen, weil der Strom ihnen schon zuviel Unrat und Schlamm mit sich führt.

Dem Volke aber kam der Weg abhanden, es liebt noch immer die Poesie, aber es will Fleisch von seinem Fleisch!

Noch immer lernen die Kinder in der Schule mit jugendlicher Begeisterung Lieder aus einer vergangenen Zeit; tritt aber dann das Leben an sie heran, das jetzt in ganz anderen Wogen rollt, wie vor fünfzig Jahren, so vergessen sie die bunten Lieder, sie spüren die neue Zeit und wollen neue lebendige Weisen haben, in denen sie pulsirt. Und dann noch eins: Die Meisten bekommen, wenn sie den Schulbüchern entwachsen sind, nicht viel Bücher mehr in die Hände — oder schlimmer — eine schwunghafte Kolportage füttert ihre Lesegier mit Erzeugnissen, die jeder Kunst und gesunden Vernunft spotten, und statt schlichter Weisen drängen sich gemeine Gassenhauer auf, die den schlechtesten Instinkten schmeicheln. Aber wunderbar, zwischen diesen wurmstichigen Früchten findet sich hier und da noch eine zarte Blüthe — ein altes vergessenes Lied, wie: Sah ein Knab ein Röslein stehn, und dergleichen, und strömt seinen Duft aus. Und mit gierigen, schönheitsdurstigen Zügen wird er eingesogen.

Diese Thatsache liess einen unserer jüngeren Dichter — Ludwig Jacobowski — den Versuch wagen, im Vertrauen auf den guten und gesunden Instinkt des Volkes jener Schundliteratur, die ihre Quelle in der Geldsucht niedriger Spekulanten hat, ein Paroli zu bieten, ein Buch zu geben, in dem das Beste der besten lebenden Dichter für das Volk niedergelegt ist. Das Beste ist für das Volk gerade gut genug, dieses Wort war Richtschnur für sein kühnes Unternehmen. Dass Storm und Liliencron den breitesten Raum in Anspruch nehmen (je 10 Gedichte) erhellt zur Genüge, wie streng er sich daran gehalten hat. Ein schmuckes Bändchen von 160 Seiten mit 300 Gedichten, mit 6 ebenso einfachen wie künstlerischen Zeichnungen von Hermann Hirtzel und mit dem stolzen Titel: Neue Lieder der besten neueren Dichter fürs Volk — zum Preise von zehn Pfennig — ich meine: darin steckt in seiner Art etwas wie ein grosses kulturelles Ereigniss! Aber damit nicht genug — es soll eben Gemeingut des Volkes werden, wirklich ins Volk dringen, und darum wurde der gewöhnliche Buchhandel umgangen. Ein Dienstmädchen, ein Kutscher, ein schlichter Arbeiter, ein Landmann gehen nicht in einen Buchladen, wissen sie doch kaum, was sie dort von der Fülle des Gebotenen kaufen sollen; wenn also ein Buch wirklich zum Volke will, so muss es selbst die Wanderung zu ihm antreten, ihm in die Häuser gebracht werden. Zehn Pfennige — zwei schlechte Cigarren, ein Glas Bier — einen Tanz — ein Maass Branntwein.

Glas



kann man wohl einmal entbehren. Die Kolportagefirma C. Liemann in Berlin hat das Buch in einer ersten Auflage von 100000 Exemplaren herstellen lassen; wenn die Zeichen nicht trügen und im Volke wirkliche Sehnsucht nach Kunst schlummert, so wird, wie es nur zu hoffen und zu wünschen wäre, bald eine zweite und dritte Auflage von Nöthen werden!

Vor einem Unternehmen, das wie dieses, einen achtungsgebietenden grossen Zug in sich birgt, soll man kritische Nörgeleien bei Seite lassen! Ein grosses Wollen bringt oft schlummernde Keime zur Entfaltung, die sonst elend verkümmert wären!

Kurt Holm.

### Bücher.

**Adolf Fuchs: Die Gefangenen - Schutzthätigkeit und die Verbrechen-Propylaxe.** Berlin; Carl Heymanns Verlag.

Das immer grössere Anschwellen des Verbrecherthums rechtfertigt jeden ernst gemeinten Versuch, Mittel und Wege zur Beseitigung der das Verbrechen bedingenden Ursachen anzugehen. Freilich ist dazu eines unbedingt erforderlich: Man muss die verbrecherischen Keime, die man ersticken will, kennen, man muss die sozialen Verhältnisse, aus denen heraus das Verbrechen erzeugt wird, erforscht haben. Leider hat der Verfasser der vorliegenden Schrift diese Vorbedingungen nicht erfüllt, er beschäftigt sich mit dem Menschen nicht, solange derselbe noch nicht zum Verbrecher geworden ist, für ihn besteht die Verbrechen-Propylaxe hauptsächlich darin, den einmal Betroffenen vor Rückfällen zu bewahren und ihm die Rückkehr in geordnete Verhältnisse wieder zu ermöglichen — gewiss auch ein erstrebenswerthes Ziel, aber doch nicht so erstrebenswerth, wie jenes andere Ziel, die Menschheit vor der Verübung von Verbrechen nach Möglichkeit zu bewahren.

Nur dabei und in ganz oberflächlicher Weise berücksichtigt Fuchs die sozialen Verhältnisse und legt hierbei eine grenzenlose Unkenntniss derselben an den Tag. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn er die zunehmende Unsittlichkeit darauf zurückführt, „dass man in Arbeiterkreisen das Recht der freien Liebe verkündet“? Was soll man dazu sagen, wenn er allen statistischen Untersuchungen zum Hohn als Ursache der Prostitution den Mangel an einer durch religiöse Erziehung festigten Gesittung ansieht, die die Frauen daran hindert, die Anfechtungen eines „mächtig sich regenden Naturtriebs“ siegreich zu überwinden? Wer von so rückständigen An-

schauungen heseelt ist, von dem ist eine Bekämpfung der Ursachen des Verbrechen nicht zu erwarten.

Aber das will der Verfasser anscheinend auch garnicht, es scheint ihm vielmehr hauptsächlich darauf anzukommen, entlassenen Gefangenen zu helfen. Und da müssen wir allerdings zugeben, dass manche seiner Vorschläge recht beherzigenswerth sind und einen freieren Geist athmen. Fuchs steht etwa auf dem Standpunkte, dem der nordamerikanische Delegirte zum Londoner Gefängnisskongress 1872 dahin Ausdruck verliehen hat: „Vergebens haben wir Herz und Willen des Gefangenen gebessert, vergebens haben wir ihn durch Unterricht und Arbeit erwerbsfähig gemacht und in ihm den Vorsatz gereift, sich ehrlich fortzuhelfen, wenn er bei seiner Entlassung die Welt in Waffen gegen sich findet, und Niemand da ist, der ihm freundlich entgegentritt, Niemand, der ihm vertrauen will, und Niemand, der sich bereit findet, ihm die Gelegenheit zu bieten, sein tägliches Brod auf ehrliche Weise zu verdienen“. Die Aufgabe, hier helfend einzugreifen, weist Fuchs privaten Vereinen zu, da die Pflicht des Staates zur unmittelbaren Fürsorge für Gefangene ihr Ende erreiche, sobald diese ihre Strafe verbüsst haben, für seine Ausstattung mit Kleidern, sowie für seine Heimförderung Sorge getragen sei.

Als Mittel empfiehlt er unter Andern die Förderung aller Einrichtungen zur Heilung der Trunksucht, deren enge Beziehung zum Verbrechen ja bekannt ist, die Errichtung von Anstalten für Arbeitsnachweis, die ihre Thätigkeit unentgeltlich auszuüben haben, aber unseres Erachtens unnötiger —, ja sogar schädlicherweise mit der Polizei in Verbindung treten sollen, falls ein entlassener Gefangener sich weigert, die ihm überwiesene Arbeit zu übernehmen. Für bestrafte Frauenspersonen reifen Alters verspricht er sich grosse Erfolge von Rettungshäusern und ähnlichen Zufluchtsstätten, wo sie durch religiösen Zuspruch sittlich wieder aufgerichtet werden können. Mit anderen Worten: Polizei und Geistlichkeit werden als Allheilmittel für die sündige Menschheit angerufen.

Vernünftiger erscheinen uns die Vorschläge des Verfassers zur Bekämpfung der Ueberhandnahme der sittlichen Verwahrlosung der Jugend. In dieser Beziehung erwartet er gute Resultate durch Einführung der bedingten Verurtheilung oder zum mindesten des bedingten Strafaufschubs. Ueber die Zulässigkeit des bedingten Strafaufschubs solle die ordent-

lichen Gerichte entscheiden, auch soll die Bestimmung beseitigt werden, dass trotz des erteilten Strafaufschubs und der auf Grund guter Führung nachgefolgten Begnadigung das einmal erlassene Strafurtheil dem davon betroffenen Uebelthäter gegenüber in seiner strafrechtlichen und sozialpolitischen Bedeutung stets aufrecht erhalten bleibt und zum Strafregister eingetragen werden muss.

Im Uebrigen beschäftigt sich das Werk hauptsächlich mit den bisherigen Erfolgen der Gefangenen-Schutzthätigkeit, soweit sie von Schutzvereinen ausgeübt ist. Das reichliche Material, das dem Verfasser in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Ausschusses des Verbandes der deutschen Schutzvereine für entlassene Gefangene zur Verfügung steht, ist klar und übersichtlich geordnet, es sind beherzigenswerthe Reformvorschläge gemacht, und auch die Verhältnisse des Auslandes sind genügend berücksichtigt worden.

*Paul Hirsch.*

## Revue.

Die *Humanité Nouvelle* hat — im Verein mit der *Vita internazionale* — in den Zeitläuften der geheimnissvollen Haager Friedenskonferenz die sehr zeitgemässe Idee gehabt, eine Enquête bei den verschiedenartigsten Menschen in allen Ständen und allen Ländern anzustellen über die vier folgenden Fragen:

1. Ist für die zivilisirten Völker der Krieg noch eine historische Nothwendigkeit, dient er dem Recht und dem Fortschritt?
2. Welches sind die Wirkungen des Militarismus in Bezug auf die intellektuellen, moralischen, ökonomischen und politischen Verhältnisse?
3. Welche Lösung kann man im Interesse der Zukunft für die schweren Probleme des Militarismus vorschlagen?
4. Wie sind die Lösungen am raschesten zu erreichen?

Freilich gingen auf 2000 Anfragen nur 138 Antworten ein, von denen die überwiegende Mehrzahl auf Frankreich (61) und Italien (24) entfällt, und es sind namentlich von Offizieren und ehemaligen Offizieren auch nur 12 Antworten gekommen, denn, bemerkt eine für den Krieg begeisterte Dame, Freunde des Militarismus dürfen nicht einmal ihren Namen, auch wenn sie für die Sache sprechen, unter diejenigen so vieler Gegner mischen. Schriftsteller und Journalisten (59), Universitätsprofessoren (19), Rentiers und Professionslose (19), Soziologen (14), Philosophen (10) etc. etc. geben in zum Theil äusserst geistreichen Briefen ihre

Ansichten kund, zwei bildende Künstler antworten mit je einem Bild.

Die grosse Mehrzahl der Stimmen richtet sich gegen den Militarismus und verneint die erste Frage; als Nothwendigkeit wird der Krieg anerkannt unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen und als Mittel zur Vertheidigung von einer ziemlich grossen Zahl der Antwortenden, und einige Wenige vertheidigen den Militarismus als eine unvermeidliche Nothwendigkeit und als Element des Fortschrittes.

Auf Frage 2 standen die meisten beifürwortenden Stimmen in der Rubrik über die physischen Verhältnisse; auch die intellektuellen und moralischen günstigen Folgen des Militarismus finden viele Verfechter, während die ökonomischen und politischen Nachtheile fast durchweg anerkannt sind.

Es liegt auf der Hand, dass die verschiedensten Vorschläge zur Hebung der Uebelstände gemacht werden, die verschiedenen politischen Parteien sprechen aus, wie sie sich je nach ihrem Parteiprogramm zu der Frage stellen, die Religion wird zu Hilfe genommen, ja sogar der Spiritismus als einziger Hort gegen den Fluch des Krieges angerathen.

Ein Komitee richtete infolge der Enquête eine Petition an die Friedenskonferenz mit Vorschlägen der zu treffenden Maassregeln zur Beseitigung des Militarismus: 1. eine etappenweise durchgeführte Abrüstung. 2. Verwendung des dadurch frei werdenden Geldes zur Entlastung der Steuerzahler, zur Hebung von Schulen, Spitälern etc. 3. Die Nationen bleiben im Verhältniss zu ihrer Einwohnerzahl bewaffnet, schliessen aber zuweilen einen 7 jährigen Waffenstillstand und wenden sich in Streitfällen an ein internationales Schiedsgericht. 4. Staaten, die sich dem Schiedsgericht nicht fügen wollen, dürfen von den gesammten übrigen Staaten auf den Index gesetzt werden. 5. Regulirung der Frage wegen der Reichslande durch Austausch gegen überseeische Provinzen, durch Kauf oder Unabhängigkeitserklärung der Länder. 6. Föderation unter den europäischen Staaten. 8. Regulirung der kretischen und armenischen Frage. 9. Regelmässige internationale Kongresse zur Sicherung des Friedens.

Es ist ohne Bedeutung, Namen anzuführen; nicht, wer gesprochen hat, sondern, was gesagt wurde, ist von Wichtigkeit, und dazu liest man am besten das Heft selbst, das, als Sonderausgabe in einem Umfange von 250 Seiten erschienen, direkt ein kulturgeschichtliches Dokument bedeutet.

*Ida Häny-Lux.*

Verantwortlich für die Redaktion: Hugo Warschawski in Berlin.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Gleditsch St. 23, Berlin W. (Eigentümer: Dr. R. Friedeberg in Berlin)  
 Druck von Max Bading, Bouth St. 2, Berlin SW.

## Zu kaufen gesucht

ältere sozialist. Litteratur, wie: Sozialdemokrat, Vorwärts, Vorbote, Zukunft, Neue Zeit, Volkszeitung, Volksstaat, Wage, Arme Conrad, Protokolle der Sozial.-Kongresse, Janus, Sozialist, Rheinische Zeitung, Werke von Puetmann, Proudhon, Rodbertus Marx, Engels, Lassalle, Bebel, Heinzen, L. Stein, Tüchke, Walesrode, Weitling, Ruge etc. etc.

S. Calvary & Co.  
Berlin NW. 6, Luisen-Strasse 31.

## Lieferung

nach dem In- und Ausland aller litterarischen Erscheinungen und wissenschaftlichen Werke. Abonnements auf Zeitschriften, Einrichtung populärer und wissenschaftlicher Bibliotheken; reichhaltiges Lager, besonders sozialistischer Litteratur. Spezialkataloge gratis. Prompteste und kulanteste Bedienung.

S. Calvary & Co.  
Berlin NW. 6, Luisen-Strasse 31.

## Der Insertionspreis

für ein solches Feld beträgt:

für ein Heft . . . 3 Mk.  
für ein Halbjahr . 12 Mk.  
für ein Jahr . . . 18 Mk.

## Bei Inseraten,

die den Raum von mehr als einem Felde einnehmen, kostet **jedes weitere Feld:**

für ein Heft . . . 2 Mk.  
für ein Halbjahr . 8 Mk.  
für ein Jahr . . . 12 Mk.

# Bücherregale und Bibliotheken \*

nach Maass und Zeichnung.

Schreibtische in allen Mustern und Stilarten.

Zeichnung und Kostenanschlag gratis. \* Beste Referenzen.

A. RAVE, Tischlermeister, Berlin W., Luther St. 45.



Jede Nummer ist 16 S. 4<sup>o</sup> stark und enthält regelmässig: Pol. Wochenschau, pol. Notizen, pol. u. volkswirthsch. Leitartikel, Zeitungsschau, gewerkschaftl. Notizen, religiöse und literarische Leitartikel, Romane etc.

**Geschäftsstelle der Hilfe**

Berlin-Schöneberg, Gesslerstrasse Nr. 19.

## HAMBURG.

**Buchhandlung Max Josephsohn**  
Gerhof St. 16.

Lager sozialistischer u. moderner Litteratur.  
— Lieferung aller wissenschaftlichen, unterhaltenden und Fachzeitschriften.



Durch den Verlag der Sozialistischen Monatshfte, Gleditsch St. 23, Berlin W., ist zu beziehen:

Die soeben erschienene Schrift  
von

**Franz Oppenheimer:**

**Die soziale Bedeutung  
der Genossenschaft.**

Preis **50** Pfg.



In unserm Verlage ist erschienen:  
das einzige der Oeffentlichkeit übergebene

**Portrait**

von  
**Hugo von Hofmannsthal.**

Eleganter steifer Elfenbeinkarton.

Preis 50 Pf.

Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages  
nebst Porto (5 Pf.) vom  
**Verlag der Sozialistischen Monatshfte**  
Gleditsch St. 23, Berlin W.

# Am Ende des Jahrhunderts.

## Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwicklung.

Ein Sammelwerk in Bänden von 10—12 Bogen.

Subskriptionspreis brosch. M. 2, geb. M. 2,50. — Einzelpreis brosch. M. 2,50, geb. M. 3.

Bis jetzt sind erschienen:

- Band I. Dr. Bruno Gebhardt. Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. I. Teil.  
" II. Minna Cauer. Die Frau im 19. Jahrhundert.  
" III. Dr. S. Bernfeld. Juden und Judentum im 19. Jahrhundert.  
" IV. Dr. G. Steinhausen. Häusliches und gesellschaftliches Leben im 19. Jahrhundert.  
" V. Dr. Max Graf. Deutsche Musik im 19. Jahrhundert.  
" VI. Karl Rosner. Die dekorative Kunst im 19. Jahrhundert.  
" VII. F. C. Philippson. Handel und Verkehr im 19. Jahrhundert.  
" VIII. Dr. Ed. Loewenthal. Die deutschen Einheitsbestrebungen und ihre Verwirklichung im 19. Jahrhundert.  
" IX. Dr. Bruno Gebhardt. Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 2. Teil.

Ueber obiges Unternehmen schreibt die New Yorker Staatszeitung vom 20. März 1898: Bei diesem Unternehmen handelt es sich um nichts mehr und nichts weniger als eine gigantische Encyclopädie von Deutschlands Wissen und Können auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit vom Anfang bis zum Ende dieses Jahrhunderts. Und diese giebt das verdienstvolle Verlagshaus zu einem so fabelhaft billigen Preise heraus, dass kein Deutscher, und seien seine Mittel auch noch so bescheiden, mehr eine Entschuldigung für Unkenntnis des deutschen Lebens und Wirkens der Neuzeit hat. Denn für eine Kleinigkeit, die niemand achten würde, wenn es sich um ein, oft nur in der Einbildung bestehendes, Vergnügen handelte, kann man sich hier eine Hausbibliothek anlegen, die noch für Kinder und Kindeskinde von Interesse sein wird. Dabei braucht man sich übrigens noch nicht einmal zu verpflichten, alle Bände zu nehmen, wie sie kommen, denn jedes Buch ist einzeln käuflich und jeder kann sich auswählen, was ihm am meisten interessiert. Die Verlagsbuchhandlung. **Siegfried Cronbach.**

## Unterrichtsbriefe f. das **Selbststudium**

der **Elektrotechnik**, des **Maschinenbauwesens**, sowie des **Hoch- u. Tiefbauwesens.** *System Karnack-Hachfeld.*

Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachleute von **O. Karnack.**

Lehrmethode des Technikums zu Limbach i. S. Jedes der nachfolgenden 7 Selbstunterrichtswerke ist für sich vollständig abgeschlossen und beginnt jedes mit der untersten Stufe.

**Der Baugewerksmeister.** Handb. zur Ausbild. v. Baugewerksm. Red. v. O. Karnack. 4 Lief. 60 Pf.

**Der Poßier.** Handbuch z. Ausbild. v. Poßieren u. kleinen Meistern. Redigirt von O. Karnack. 4 Lieferung 60 Pf.

**Der Tiefbautechniker.** Handb. z. Ausb. v. Tiefbautechnikern. Redig. von O. Karnack. 4 Lieferung 60 Pf.

**Maschinenkonstrukteur.** Handb. z. Ausb. von Maschinent.u.-Konstrukt. v. O. Karnack. 4 Lief. 60 Pf.

**Der Werkmeister.** Handb. z. Ausb. v. Werk- und Maschinenmeist., Betriebsleit. etc., red. v. O. Karnack. 4 Lief. 60 Pf.

**Der Monteur,** Vorarbeiter und Maschinist. Handbuch zur Ausbildung v. Monteuren etc., red. v. O. Karnack. 4 Lief. 60 Pf.

### **Elektrotechnische Schule.**

Sämmtliche Werke sind auch in **Prachtmappenbänden** à 7 M. zu haben.

Diese rühmlichst bekannten u. v. d. Fachpresse vorzügl. beurtheilten **Selbstunterrichtswerke**, die von der **Direktion des Technikums Limbach i. S.** unter Mitwirkung zahlreicher tüchtiger Fachleute herausgegeben sind, setzen keinerlei bes. Vorkenntnisse voraus, sie ermöglichen es jedem strebs. Techniker, ohne den Besuch einer technischen Fachschule sich dasjenige Wissen und Können anzueignen, dessen ein tüchtiger Techniker bedarf.

Die Selbstunterrichtswerke behandeln in einfacher, sowohl dem Ungeübteren wie auch dem schon Fortgeschrittenen leicht verständlicher Form alle Gebiete der **Elektrotechnik**, beziehungsweise des **Maschinenbaus**, beziehungsweise des **Hoch- und Tiefbauwesens.**

Dem fleißigen und zielbewusst vorwärtstrebenden Techniker ist dadurch eine vorzügliche Gelegenheit geboten, ohne grösseren Aufwand an Geld und ohne seine berufliche Thätigkeit unterbrechen zu müssen, alle technischen Lehrgegenstände gründlichst zu erlernen. — Für diejenigen, welche danach streben, auf Grund des Studiums dieser Werke eine **Fach-Prüfung** abzulegen, oder eine höhere Klasse des Technikums zu erreichen, sei Folgendes bemerkt: Da am Technikum zu Limbach i. S. nur nach den vorstehend beschriebenen Werken unterrichtet wird, ist es dem fleißigen Schüler ermöglicht, eine oder mehrere Klassen zu überspringen, wenn er die nöthigen Kenntnisse nachweist, wie ferner auch die Einrichtung getroffen ist, dass strebs. Techniker durch das Studium unserer Werke ohne Besuch des Technikums eine der dort bestehenden **Fachprüfungen** ablegen können, wenn sie nachweisen, dass sie sich die nöthigen Kenntnisse erworben haben. Hat ein Schüler die Fachprüfung erfolgreich abgelegt, so erhält er ein **Reifezeugniss.**

Diese Werke sind durch jede Buchhandlung zu beziehen, sowie durch

**Bonness & Hachfeld.** Abtheilung 4. **Potsdam.**





JEAN JAURÈS.